Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Mai 1877.

Inhalt: Ausflüge im Libanon. — Aus dem hohen Norden Amerika's. — Senegambien (Fortsetzung). — Nachrichten aus den Missionen: Japan; Tibet; Ostindien; Madagaskar. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. **Champon** S. J. an seinen Bruder [1].

Höre jetzt auf zu klagen, daß meine Briefe so kurz und arm an interessanten Neuigkeiten seien! denn heute schicke ich Dir einen, der so lang ist und so voll von Einzelheiten der verschiedensten Art, daß ich ihn wie ein ordentliches Buch in verschiedene Kapitel abgetheilt habe, damit man in seinem Inhalte nicht verkomme. Er bringt Dir einen Bericht über einige Ausflüge, die ich im Libanon machte.

Nimm eine Karte von Syrien zur Hand und dann folge mir von Beyrut aus auf der alten Römerstraße, die längs dem Meere sich hinzieht, nach Tripoli; dort dringen wir durch das Thal von Quadischa in das Innere des Gebirges, dessen Höhen wir ersteigen müssen. Zuerst trägt uns das Saumthier nach Eden, dort statten wir den Klöstern und den Ruinen der Nachbarschaft unsern Besuch ab, dann aber geht's weiter in die Region der tausendjährigen Cedern. Gewaltsam entziehen wir uns ihrem ehrwürdigen Schatten, und steigen über die Höhen des Makmel hinab nach Cölesyrien, d. h. in das „hohle Syrien", in die heutige B'kâa und zu den großartigen Ruinen von Baalbeck. Nach kurzer Rast geht's wieder zurück nach Beyrut und dann, indem wir der Straße, welche uns nach Tripoli führte, in südlicher Richtung folgen, gelangen wir nach Saida, dem alten Sidon. Es ist eine altehrwürdige Straße, auf der wir reisen; denn sie sah die Pharaonen, die Römer, die Kreuzfahrer vorüberziehen. Hast du bei dem Anblicke der Ruinen von Sidon und Tyrus genugsam über den Verfall aller irdischen Dinge nachgedacht, so führe ich Dich zu den altersgrauen Mauern von Akka. Laß durch die Erinnerung an längst geschwundene Zeiten Dich nicht allzusehr fesseln, denn wir müssen wieder hinauf in die Gebirge. Dort wandern wir durch die Dörfer, durch die schönen Hochebenen und durch die verkrüppelten Wälder des B'lad-Beschara, des alten Hoch-Galiläa's. Wir erreichen Safet, von wo aus Dein Auge zur linken den Jordan schaut, während gerade vor Dir sich im orientalischen Sonnenschein die anmuthigen und heiligen Wasser des Genesareth spiegeln. Nun kehre mit mir zurück nach Beyrut, die Reise ist vollendet. Für dießmal will ich weder über den besondern apostolischen Zweck meiner Reise, noch über die gewöhnlichen Arbeiten eines apostolischen Ausfluges in den Libanon berichten, denn so würdest Du vielleicht wenig Neues erfahren. Weniger als Missionär, denn als Reisender will ich schreiben.

I. Von Ghasir bis Kefifane.

Am 12. August stieg unsere kleine Karawane den Berg von Ghasir hinunter. Nach einer Stunde befanden wir uns am

[1] Der nachfolgende Brief ist zwar ältern Datums (er wurde geschrieben im October 1867), allein wir glaubten ihn dennoch mittheilen zu müssen, da er von den Verhältnissen und Zuständen im Libanon ein lebendiges und wahrheitgetreues Bild entwirft, das auch heute noch vollständig der Wirklichkeit entspricht. In einzelnen Anmerkungen werden wir die seither in jener Mission eingetretenen Veränderungen hinzufügen. R. C.

Strande des Meeres, — die Reise hatte begonnen. Ich verschone Dich mit der Beschreibung der Schönheiten, mit denen die syrische Natur das Auge des Beschauers entzückt; dieses Meeres, dessen Fluthen in neckischem Spiele zu den Füßen des Wanderers im feinen, glänzenden Sande verschwinden; jener Berge, die mit ihren reinen, wellenförmigen Umrissen, von glänzendem, wechselnden Lichte umflossen, zur Rechten sich erheben. Nur eine Bemerkung gestatte mir: der Boden, auf dem wir wandern, ist einer der berühmtesten in der Geschichte aller Zeiten.

Hier zwischen den Flüssen Lykus und Adonis (die Araber nennen sie Nahr el Kelb und Nahr Ibrahim) sind wir auf dem Schauplatz des ältesten Götzendienstes. Lange vor jenen Tagen, in denen Griechenland politisch sich gestaltete, hatten hier die Söhne Chams, des Verfluchten, Städte gegründet und der Derketo, der Ahnfrau oder dem Vorbilde der römisch-griechischen Venus, ihre Tempel errichtet. Hier sangen sie jene Schandgesänge, hier übten sie jene Laster, welche Griechenland und Rom später erbten, um an denselben ihren Glanz, ihre Ehre, ihre Existenz einzubüßen. Ganz in der Nähe zu unserer Rechten bemerken wir einen gewaltigen Felsblock von eigenthümlicher Form. Wir treten näher hinzu und befinden uns vor einer Höhle, offenbar von Menschenhänden geschaffen; es ist ein Monolithentempel, dessen Ursprung nach der Aussage der Gelehrten in jene älteste Zeit zurückreicht, in welcher die Menschen hier noch als Troglodyten in Höhlen hausten.

Ein kleines Stündchen südlich von hier, auf den Felsen, welche den Fluß Lykus beherrschen, findet sich eine Anzahl von Stelen, theils mit Hieroglyphen und ägyptischen Königsfiguren, theils mit Keilinschriften und assyrischen Bildern bedeckt; man schreibt sie dem Sesostris oder Rhamses dem Großen und den assyrischen Königen zu.

Vor uns liegt die Brücke von Mameltein, ein altes römisches Bauwerk; ihre Blöcke von cyklopischen Dimensionen, die ohne Cement oder sonstiges Bindemittel aufeinander gelegt sind; wie lange haben sie schon den Jahrhunderten getrotzt, und wie lange noch werden sie der Wuth der vernichtenden Elemente und der zerstörenden Hand der Barbaren spotten!

Mein Fuß steht auf den Ruinen einer Stadt. Wie heißt sie, welches ist ihre Geschichte? „Das weiß Gott allein, Menschen wissen nichts davon," sagt der Araber. Doch muß sie einst groß und bedeutend gewesen sein, denn ganz in der Nähe findet sich eine ausgedehnte Gräberstadt in die Felsen des Thales eingehauen, in welche die Einwohner dieser heute namenlosen Stadt ihre Todten trugen. Die Beisetzung der Todten in solche Grabeskammern war in Tyrus, Sidon und in den ältesten Niederlassungen der Nachkommen Chams allgemein gebräuchlich. Die Ruinen führen gegenwärtig den Namen Bördscha, nach dem Thurme (Bördsch = πύργος = Burg), den die Kreuzfahrer auf jener Anhöhe am Meere erbauten. Die Straße, auf der wir uns befinden, verbindet Kleinasien mit Ägypten, Konstantinopel mit Alexandrien; sie ist ohne Zweifel eine alte römische Heerstraße, das beweisen nicht nur die alten Meilensteine, die zwar oft halb gebrochen, aber trotzdem sehr kenntlich am Wege daliegen, sondern noch viel deutlicher die römischen Inschriften, deren edle Schriftzüge der unverwüstliche Kalkstein des Libanon erhalten hat. Ja das Alter unserer Straße reicht noch höher hinauf; denn es ist sicher, daß sie die ältesten Pharaonen mit ihrer stolzen Heeresmacht gesehen. Auf diesem Weg, den wir gehen, zogen sie einstens zu Felde gegen die Khetim, die ersten Herren des nördlichen Syrien. Über diese Straße führte sie der Weg zu all' jenen Kriegsthaten, deren Berichte wir noch heute auf den Ruinen des alten Ägypten und auf den Stelen lesen, welche die Eroberer gleichsam als Wegweiser auf ihren Siegeswegen aufgerichtet. Auch die begeisterten Schaaren der Kreuzfahrer zogen auf dieser Straße einher. Zwei Trophäen ihres Ruhmes haben sie zurückgelassen. Das erste ist das ruhmreiche Andenken an den glänzenden Sieg am Gestade des Lykus; das zweite die Erinnerung an den nicht minder glänzenden Kampf, den sie am Quasmieh zwischen Beyrut und Sidon ausfochten.

Nachdem wir an den immer grünen schattigen Ufern des Ibrahim (Adonis) ein wenig gerastet und eine kleine Erfrischung zu uns genommen, erreichten wir gegen Abend Dschebail. Hier wollten wir übernachten. Kaum hatte ein alter Araber uns bemerkt, als er mit der größten Ehrerbietung auf uns zukam, uns mit der ausgesuchtesten Höflichkeit begrüßte und uns sofort einlud mit den Worten: „Mein Haus ist Euer Haus, meine Habe ist Eure Habe; Ihr seid hier die Herren, verfüget über Alles." Wir antworteten auf diese patriarchalische Einladung so gut wir konnten, bedauerten jedoch diesen Erben der Gastfreundschaft eines Abraham nicht mit Namen zu kennen. Allein diese Unkenntniß sollte nicht lange währen. Denn kaum hatte ich die Schwelle des Hauses übertreten, da fliegt mir einer unserer Zöglinge von Ghasir entgegen und bald waren wir über den Namen und die Stellung unseres freundlichen Wirthes unterrichtet.

Dschebail ist das Byblos der Griechen. Hier, wie fast überall in Syrien, sind die griechischen und römischen Namen verschwunden, die alten semitischen und biblischen dagegen wieder aufgetaucht und herrschend geworden. Dschebail, das Gibla (Gebal) der heiligen Schrift, dessen Bewohner das Holz und die Steine zum Bau des Tempels bereiteten (3 Kön. 5, 18), ist eine der ältesten Städte der Welt. Hier herrschte Kinyras, der Vater der Myrrha, der Großvater des Adonis, der syrische Melkartos (Malekaretz = König der Erde), später der griechische Herkules. Freilich ist der mythologische und historische Ruhm Dschebails schon seit Jahrhunderten dahin. Es ist herabgesunken zum kleinen Dorfe, dessen einziger Ruhm seine Ruinen sind. Ehemals der Mittelpunkt des scheußlichen Adoniscultes, sah Dschebail auf jeder Anhöhe, von den Gipfeln des Libanon bis zum kleinsten Hügel am Gestade des Meeres, Heiligthümer und Tempel aller Art und aller Größe. Christliche Kapellen haben sie jetzt ersetzt, und gar manche zu Ehren Adonis' ausgehöhlte Grotte trägt jetzt den Namen Mar Dschirdschis oder eines andern Heiligen und an Stelle der scheußlichen Orgien des Alterthums sind die frommen Ceremonien des Christenthums getreten. Die Bewohner Dschebails sind Maroniten, gute Leute, die vom Ertrage ihrer Äcker und ihrer Schwammfischerei harmlos dahinleben und keine Ahnung von der Berühmtheit ihres heimischen Bodens haben.

Nach unserm Reiseplan wurde zwei Tage Halt gemacht. Der erste Tag war den unvermeidlichen Besuchen und deren endlosem Ceremoniell gewidmet. Erst am zweiten Tage öffnen sich die Herzen und lösen sich die Zungen. Jetzt erst kann man zwanglos auf einer Matte kauernd bei Kaffee und Tabak mit der Schaar seiner Freunde und mit all' den Neugierigen, die sich sammeln, und die rings herumsitzen oder vielmehr hocken,

eine Unterhaltung führen, oder ihnen antworten auf ihre Fragen über Alles, was sich in letzter Zeit unter dem Monde zugetragen.

Die bedeutsamste Person von Dschebail ist eine Ordensfrau aus der Congregation der Mariametten, welche der hochw. P. Estève vor ungefähr 20 Jahren gründete [1]. Sie heißt Schwester Barbara, ist zugleich barmherzige Schwester und Lehrerin und übt, ohne daß ihre Bescheidenheit es ahnt, in dieser

[1] Raymund Estève S. J. ist am 10. December 1873 zu Beyrut gestorben, nachdem er 40 Jahre der aufopferndsten Thätigkeit in der Mission von Syrien zugebracht hatte. Geboren zu Montpellier am 13. Mai 1805, trat er, 20 Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu; nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er vom General der Gesellschaft, dem ehrw. P. Roothaan, in die kurz vorher gegründete Mission von Syrien geschickt; am Feste der Himmelfahrt Mariens 1834 langte er zu Bikfaia an, wo P. Riccadonna, der Gründer der Mission, sich niedergelassen hatte. Durch seine medicinischen Kenntnisse konnte P. Estève sich schon in den ersten Tagen nützlich machen; allein nach wenigen Wochen hatte er bereits auch so viel von der Landessprache sich angeeignet, daß er es wagen durfte, öffentlich in der Kirche den Katechismus zu erklären. Bikfaia, ein etwa 5 Stunden nordöstlich von Beyrut gelegener, sehr bevölkerter Flecken, wurde von nun an der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit; mit unermüdlichem Eifer wirkte er hier 23 Jahre lang, und der Erfolg entsprach seinen Bemühungen. Sein Einfluß in Bikfaia und auf mehrere Meilen im

Die Grotte von Mar Dschirdschis (vom hl. Georg) bei Dschebail.

Umkreis war ein außerordentlicher; weder der Bischof von Bikfaia noch der Emir wagten eine wichtigere Entscheidung zu treffen, wenn sie nicht bei Abuna Soleiman (unter diesem Namen war P. Estève bei den Maroniten bekannt) sich vorher Raths erholt hatten. Als P. Estève in Bikfaia ankam, hatten die Jesuiten daselbst noch keine Wohnung und keine Kirche; seinen Anstrengungen gelang es, eine Kirche zu bauen, so schön und groß, wie damals im ganzen Libanon keine zweite bestand. Allein viel wichtiger ist der geistige Bau, den er hier begann, indem er jene Congregation maronitischer Jungfrauen für die Erziehung und den Unterricht der weiblichen Jugend gründete, von welcher oben die Rede ist. Dieselben nannten sich der Gottesmutter zu Ehren Mariamât, d. h. die Marientöchter. Auf ähnliche Weise suchte er auch für den Unterricht der Knaben zu sorgen; zu diesem Zwecke gründete er eine Congregation von Schulbrüdern, welche den hl. Franz Xaver zum Patron wählten und sich daher Xaverianer nannten. Doch gelangte diese Stiftung nie zu einer vollkommenen Entwicklung und ist vor einigen Jahren wieder eingegangen. Im Jahre 1857 verließ P. Estève Bikfaia, um die Leitung der ganzen Mission zu übernehmen; die Christenermordung vom Jahre 1860, in der er auch mehrere seiner Mitbrüder verlor, versetzte ihm einen schweren Schlag, von dem er sich nie völlig erholte. Als Professor der Moral am Seminar von Ghasir verbrachte er seine letzten Jahre, auch jetzt noch ohne Unterlaß bestrebt, der maronitischen Kirche, der er sein Leben gewidmet, durch Heranbildung eines tüchtigen Klerus einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie er ihr bereits durch die Gründung der Mariametten und der Xaverianer geleistet hatte. Als sein Tod, welcher, wie oben bemerkt, am 10. December 1873 zu Beyrut erfolgte, im Gebirge bekannt wurde, zeigte sich so recht, wie

doppelten Stellung mehr Einfluß auf alle Bewohner des Landes, als irgend eine kirchliche oder bürgerliche Behörde. Als P. Estève seine Absicht aussprach, eine Congregation von Ordensschwestern zu gründen, um mit ihrer Hilfe das tief gesunkene weibliche Geschlecht im Orient durch eine echt christliche Erziehung zu heben, da warf man ihm grobe Unkenntniß mit den Verhältnissen des Orients vor und prophezeite ihm ein glänzendes Fiasko. Wo sollte man die Personen finden, die Geist und Herz genug besäßen, auf die Pläne des eifrigen Missionärs einzugehen? Und selbst für den Fall, daß er eine hinreichende Anzahl hochherziger Seelen für seine apostolischen Zwecke begeisterte, selbst dann blieb noch das Schwerste übrig, nämlich ein geeignetes Arbeitsfeld für sie aufzufinden. Endlich, welch eine Arbeit, das gesunkene weibliche Geschlecht des Orients zu heben! Wer kennt nicht die geistige Beschränktheit des Weibes im Orient, seine Erniedrigung, seine Herabwürdigung, seine Mißachtung auf allen Gebieten des socialen Lebens? Denn auch auf die christlichen Frauen ist die muhammedanische oder heidnische Umgebung von sehr verderblichem Einfluß gewesen. Alles tritt hier der geistigen Wiedergeburt, der moralischen Hebung des weiblichen Geschlechtes in den Weg. Das von den Vätern ererbte Herkommen, der angewohnte Brauch, die staatlichen Einrichtungen dieses unglücklichen Landes, Alles, Alles tritt das arme verachtete Weib mit Füßen.

P. R. Estève S. J.

Trotz dieser Schwierigkeiten ist mit der Gnade Gottes der Plan des P. Estève gelungen. Ja noch mehr: Wie P. Estève für die Maronitinnen, so hat P. Riccadonna eine ähnliche Congregation für die griechischen Katholiken gegründet, deren Mitglieder „Töchter des heiligsten Herzens" heißen[1]. Jetzt arbeiten diese armen demüthigen Ordensfrauen des Orients sehr erfolgreich im Weinberge des Herrn. Überall begegnet man ihnen mit der größten Verehrung und Hochachtung; sie aber spenden zum Dank dafür die reichen Segensgaben der christlichen Charitas. Wo sie sich niederlassen, da erhebt sich zusehends das entartete, zertretene Weib zu jener Höhe und zu jenem Adel empor, den ihm das Christenthum in Europa erobert.

Ein Zweck meiner Reise bestand darin, die Schwestern zu besuchen, ihnen mit Rath und That nach Kräften beizustehen und sie mit neuem Muthe für ihr Opferleben zu beseelen. Ich war in ihren Häusern zu Dschebail, Batrun, Secka, Baalbeck, Der-el-Kamar u. s. w. Überall hatte ich die Freude, gleiche Arbeiten zu bewundern, die überall gekrönt waren von gleichen Erfolgen, sowohl auf dem Lande, als in großen volkreichen Städten. Denn die Niederlassungen, welche die Schwestern vor Kurzem in Damaskus und Beyrut gegründet, haben nicht weniger Erfolg als jene, welche seit längerer Zeit in abgelegenen Dörfern blühen.

Um von Land und Leuten im Orient klare Anschauungen zu bekommen, dazu gehört etwas mehr als in eiligem Fluge Ort um Ort gleichsam aus der Vogelperspektive zu durchmustern. So reisen in der Regel die gewöhnlichen Touristen; aber darum erschließt sich ihnen auch nur eine oberflächliche Kenntniß der an geheimnißvollen Blättern so reichen Kulturgeschichte des Orients. Selbst Personen, die als angesehene Würdenträger der Kirche oder des Staates reisen, verbreiten nicht selten grundfalsche Ideen, indem sie hier das vielgepriesene Land von „Tausend und eine Nacht" sehen. Die Ankunft solcher hohen Würdenträger wird in jeder Stadt und jedem Dorf zeitig genug angekündigt, darum kann man in aller Muße die großartigsten Vorbereitungen zu einem ehrenvollen, feierlichen Empfang treffen. Was Wunder, daß dann bald nachher ein Reisebericht erscheint oder gar ein dreibändiges Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite ein sehr schmeichelhafter Panegyrikus auf die orientalische Welt ist.

Andere Reisende, welchen durch die Ungunst der Verhältnisse diese glänzende Außenseite verborgen blieb, welchen Niemand aufwartete, welche vielleicht von Voreingenommenheit befangen waren, haben nur Mißstände gesehen, wissen nur von grober, rücksichtsloser Behandlung zu erzählen, ihre Berichte, ihre Bücher sind deßhalb vollkommene Satiren.

Ganz anders schaut das Auge des Missionärs in das Getriebe dieser Welt hinein; was für Andere oft ein verschlossenes Buch bleibt, öffnet sich leicht und willig unter seiner kundigen Hand. Er segelt geschickt zwischen beiden Klippen hindurch. Da er die

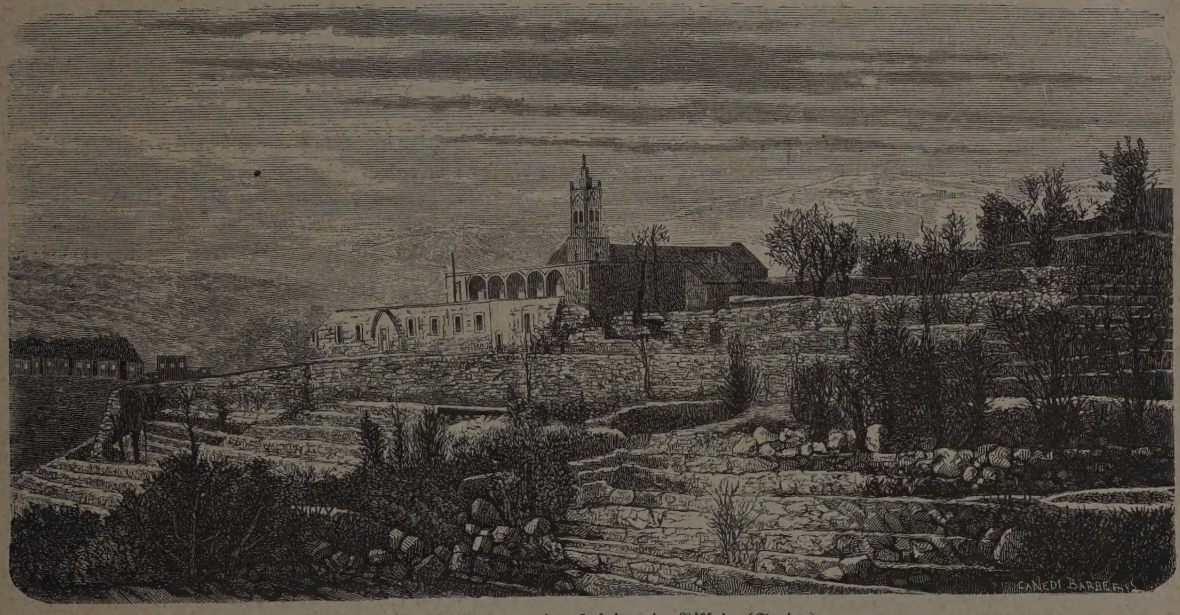
allgemein beliebt und geachtet Abuna Soleiman gewesen. Bikfaia ließ sich die Ehre nicht nehmen, die irdischen Reste des seeleneifrigen Missionärs in seiner Mitte zu besitzen; so wurde denn der Leichnam dorthin übertragen und dieser Trauerzug gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug; aus allen Dörfern strömte die ganze Bevölkerung mit ihren Geistlichen herbei, um sich dem Zuge anzuschließen, die Bewohner Bikfaia's aber waren zwei Stunden weit bis zum Ufer des Meeres hinabgestiegen, um „ihren Vater" zu empfangen. Er ruht jetzt in der von ihm erbauten Kirche U. L. Fr. zu Bikfaia und noch immer strömt man aus der Umgegend herbei, um an seinem Grabe zu beten und seine Fürsprache zu erbitten. R. C.

[1] Seit 3 Jahren sind die beiden Congregationen zu einer einzigen verschmolzen. Wir werden bei einer andern Gelegenheit ausführlich auf dieselbe zurückkommen. R. C.

Sprache des Landes kennt und mit seinen Sitten vertraut ist, da er durch langjährigen Umgang sich ganz und gar in den Charakter seiner Bewohner hineingelebt hat, so kommt man ihm überall mit größter Offenheit, mit ungezwungener, kindlicher Hochachtung entgegen; das unnahbare, einseitig gehütete Heiligthum des Stammes und der Familie öffnet sich ihm. Daraus folgt, daß er besser als jeder Andere die Dinge in ihrem wahren Lichte schaut, daß er am besten die Ursachen und Umstände aller eigenthümlichen Erscheinungen nach Verdienst zu berücksichtigen vermag, kurz, die goldene Mittelstraße ist sein Weg: er hütet sich wohl, Alles ohne Weiteres zu tadeln und zu bekritteln, aber ebensowenig fällt es ihm ein, Alles ohne Ausnahme zu billigen und zu loben.

So, da hast Du mein Qualifikations-Zeugniß, das Du immerhin auf Rechnung meiner großen Unbescheidenheit schreiben magst: aber es war doch nothwendig, dasselbe auszustellen.

Jetzt komme mit mir hinauf auf jene Höhen dort, von denen uns das Kloster Kesisane winkt. Aber erst mühsam hinaufsteigen, und das wird sauer genug werden; daher nur fest in den Sattel gesetzt! Die Hitze war groß, der Weg schlecht, sandig, stark steigend, ohne Schatten. Wir steigen und steigen, aber wer niemals ankam, das waren wir. „Nun wie weit ist's bis zum Kloster?" hatten wir einen Araber unten am Berge gefragt. „O hochwürdige Väter," lautete die Antwort, „Gottes Segen geleite Euch! In zwei Stunden könnt Ihr oben sein, wenn es so Gottes Wille ist." Die zwei Stunden sind längst herum und kein Kloster läßt sich sehen. Wir fragen wieder: wie weit noch, und wir erhalten auf's Haar den gleichen Bescheid: „Noch zwei Stunden!" Schon bricht das Dunkel der Nacht herein und noch kein Ende des Weges! Wir mußten es unsern Maulthieren überlassen, den Weg zu suchen und zu finden. Trotz dem besten Führer lösten sie ihre Aufgabe und trugen uns wohlbehalten durch die Schatten der Nacht und die Stille der einsamen Gegend zur ersehnten, freudig begrüßten



Kirche und Wohnung der Jesuiten in Bikfaia (Syrien).

Klosterpforte. Es war zehn Uhr Abends, als wir durch unser Pochen den Bruder Pförtner aus seinem ersten Schlummer aufweckten.

Kesisane ist eine Studienanstalt für die Religiosen aus dem Orden des hl. Antonius, die in dieser Gegend des Libanon wohnen. Die herzlichste Gastfreundschaft bereitete uns einen liebevollen Empfang; der Obere des Klosters war ein alter Schüler von Ghasir, und unter den übrigen Ordensleuten zählten wir manche Freunde und Bekannte.

Am andern Morgen sammelten sich alle Ordensleute des Klosters im Divan (einem großen Saale), um sich dort einige Zeit heiter und brüderlich mit uns zu unterhalten über die Aussichten der Kirche im Orient, über die neuesten Nachrichten aus Rom und aus Frankreich, über das gute Einvernehmen, das zwischen den Missionären und dem Ordensklerus herrscht, über die neuesten politischen Ereignisse und über ältere Geschichte.

„Was für eine Ruine blickt denn von jenem Felsen hernieder, der dort so einsam steht?" „Es ist ein Kalaat (d. h. eine Festung); wahrscheinlich stammen seine Mauern noch von den Kreuzfahrern."

„War das Land hier herum immer von Maroniten bewohnt?"

„Doch nicht! Vor kaum hundert und fünfzig Jahren herrschten hier noch die Metualis[1]. Den Emiren gelang es nur mit Hilfe der hohen Pforte, sie bis auf den letzten Mann zu vertreiben."

Den Hauptgegenstand unseres Gespräches bildete jedoch „der Heilige von Kesisane", nämlich der Pater Naamet-Allah, der

[1] Die Metuali (oder Metawili) bekennen sich zum Muhammedanismus, werden aber von den Türken als Schiiten verachtet und verfolgt. Hauptsächlich bewohnen sie Cölesyrien; im eigentlichen Libanon gehören ihnen nur mehr wenige Dörfer.

vor 18 Jahren starb und dessen Leib im Kloster ruht, ohne bis auf den heutigen Tag vom Hauche der Verwesung berührt zu sein. Man erzählt von ihm mehrere Wunder, aber keines ist hinlänglich beglaubigt; denn hier im Oriente ist man ebenso geneigt zur Annahme von Wundern, als abgeneigt, ihre Echtheit feststellen zu lassen. Aber das steht fest, daß Schaaren von Pilgern täglich hier in Kesifane zusammenströmen, und unter diesen Wallfahrern befinden sich schismatische Griechen, Metualis, Drusen, Muselmänner u. s. f. Ich versäumte nicht die Gelegenheit, mich mit ihnen zu unterreden und sah mit eigenen Augen, wie bei aller Blindheit in religiösen Dingen ihr Vertrauen ein wahrhaft bewunderungswürdiges ist.

Wir haben uns mit den Mönchen von Kesifane, von Maifuk und Kuzhaia über das Leben und die Tugenden des Dieners Gottes, Naamet-Allah, unterhalten; von Allen ward er uns als ein wahres Muster der christlichen Vollkommenheit beschrieben. Sie konnten nicht genug von seiner Armuth, seinen Strengheiten, seinem Gehorsam, seiner Einfachheit erzählen, nicht genug rühmen, wie er die Ordensregeln mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit beobachtet habe; da erlaubte ich mir die Frage: „Hat er viel gearbeitet für das Seelenheil seiner Landsleute? Hat er sich bemüht, die klösterliche Zucht im ganzen Gebiete seines Ordens wieder zur ursprünglichen Strenge zurückzuführen?“ Diese Fragen erregten Erstaunen und schienen Dinge zu berühren, die außerhalb ihres Gedankenkreises lagen. Doch erinnerte man sich, daß der heilige Mann als Novizenmeister vom Seeleneifer und von den apostolischen Arbeiten der europäischen Missionäre viel gesprochen, und daß er als Mudabber, d. h. als Mitglied des Verwaltungsrathes seines Ordens, den Versuch gemacht habe, die alte Ordensregel wieder zur Geltung zu bringen.

Der Nachmittag ward zu einem Ausfluge nach Akura benützt. Es ist dieses ein kleines Dorf, das frisch und frei auf der Höhe eines benachbarten Berges ruht und von Kesifane nur durch ein enges abschüssiges Thal getrennt ist. Weder Weg noch Steg war zu sehen, und oft genug mußte ich auf allen Vieren kriechen und an dem spärlichen Gestrüpp die steile Thalwand mich förmlich hinanwinden; und doch meldete eine lateinische Inschrift, die in einen gewaltigen Felsblock im Thalgrunde eingegraben war, daß, wo jetzt der Fuß des Missionärs vergeblich nach einem Wege suchend herumirrte, vor Zeiten der sieggewohnte römische Adler an der Spitze der Legionen vorübergezogen sei. Kaum waren wir oben im Dorfe angelangt, da eilte man von allen Seiten herbei, uns zu bewillkommnen; fast alles, was in Akura leibt und lebt, hatte sich um uns versammelt. Man sah es den guten Leuten an, wie sie sich freuten, uns zu sehen und zu hören und nebenbei einige Kleinigkeiten, wie Medaillen, Rosenkränze und Bilder aus unserer Hand zu empfangen. Wenn Du noch ein getreues Bild des christlichen Lebens der ersten Jahrhunderte haben willst, so komm und laß Dich die Mühe nicht verdrießen, die steilen Felsen hinanzuklimmen. Ja, in Wahrheit, hier kann man sich freuen und erquicken an dem einfachen, kindlichen, gläubigen Sinn, der sich auf diesen einsamen Höhen zu erhalten vermochte unter dem gesegneten Einfluß einer glücklichen Unkenntniß alles dessen, was dem Seelenheile und der ewigen Seligkeit hindernd in den Weg tritt. Kein Muhammedaner und kein Häretiker hat bis jetzt dieses ehrwürdige, seltene Erbstück der ersten christlichen Zeiten angetastet. Kein fremder Kaufmann, der mit seinen Waaren nur zu häufig die Irrthümer und Laster seiner europäischen Heimath einschmuggelt, hat sich bis hierher verirrt; kein Colporteur der Bibelgesellschaft und kein Freimaurer haben sich so hoch hinauf gewagt.

Das Land ringsherum ist zwar wasserarm und von Natur wenig ergiebig, aber die fleißige Hand seiner Bewohner ist über die Natur Herr geworden und unser Auge fand überall gut angebauten Boden. In Folge davon herrscht durchgehends ein mäßiger Wohlstand. Zudem haben Sittenreinheit und ächt christliches Leben diese Berge mit Gütern beschenkt, welche der neue Fortschritt trotz seiner Verlogenheit den Völkern des Occidents nicht einmal zu versprechen wagt. Wie der Volksmund erzählt, umgaben einst öde Wildniß, verfallene Ruinen den Wanderer, der sich etwa hierhin verstieg. Aber Mönche kamen mit Spaten und Hauen, die hartnäckige Natur zu besiegen und die spärlichen Bewohner zugleich mit den Segnungen des Christenthums und mit den Vortheilen der Civilisation zu beglücken.

Höher noch als die Plateau's von Kesifane und Akura, unmittelbar am Fuße der höchsten Gipfel dieser Kette des Libanon, liegt das Kloster Maifuk. Dort fand ich nicht mehr die Luft des Morgenlandes, nein, ich athmete die Luft meiner Heimath. Du kannst Dir darum meine Freude und die Gefühle meines Herzens vorstellen. Auf dieser ersten Strecke unserer Reise hatten wir einen Muker, d. h. einen Führer und Maulthiertreiber gehabt, der uns unaufhörlich ein arabisches Volkslied sang, mit dem Refrain: „Mein Vater ist Franzose, meine Mutter Französin, ich selbst bin Franzose;“ dabei machte er zum Zeichen seiner Begeisterung für Frankreich einen Luftsprung um den andern und forderte mir das Versprechen ab, ihn mit nach Frankreich zu nehmen, wenn ich je dorthin zurückkehren sollte; da wolle er Soldat des großen Napoleon werden, der die ganze Welt erobert. Denn er, wie so mancher Sohn der Wüste, lebt noch immer in den uns längst vergangenen Zeiten des Zuges der Franzosen nach Ägypten.

Am Feste Maria Himmelfahrt waren wir in Maifuk, wo wir Gelegenheit fanden, der feierlichen Einkleidung von vier Novizen beizuwohnen. Dieser Aufnahmeact geschieht auch in den meisten Orden der lateinischen Kirche unter bedeutsamen Ceremonien, aber nirgendwo finden sich deren so viele wie hier. Gesänge, Hymnen, Gebete, Ermahnungen drängen sich in langer Reihenfolge, bis eine glänzende Prozession mit Kreuz, Fahne und Weihrauch der Feierlichkeit die Krone aufsetzt; sie zieht viermal um ein Gerüst, das in phantastischer Weise ausgestattet ebenso gut als Thron wie als Sarkophag gedeutet werden konnte.

Vielleicht erinnerst Du Dich, wie früher in der Wüste von Tabennä und Scete Novizen erzogen wurden. Gerade so geschieht es noch heute bei den Mönchen in den Gebirgswüsten des Libanon. Klopft ein Jüngling an die Klosterpforte mit der Bitte um Aufnahme in den Orden, so stellt man ihn unter die Aufsicht und Botmäßigkeit eines alten, erfahrenen Mönches, dem er in Allem gehorchen muß, und dem er dienen soll, wie ein Kind dem Vater. Überdieß hat jeder andere Mönch das Recht, den Novizen zu prüfen und sogar zu strafen; denn man verlangt im Libanon eine praktische und greifbare Ascese und für eine rein theoretische Frömmigkeit gibt man dort nicht viel. Besteht der junge Mann diese Prüfungen, so wird er nach Jahresfrist zur feierlichen Profeß zugelassen.

Das Wort Maifuk heißt in wörtlicher Übersetzung so viel als „Ausgang des Wassers“. Dieser Name stammt von einer

Quelle, die ungefähr 10 Minuten vom Kloster entfernt in einer Höhle entspringt und die schon dort so stark ist, daß sie einen Bach bildet. Die Höhle ist von bedeutendem Umfang und von großer Tiefe, denn, wie man versichert, zieht sie sich 2 Stunden weit in's Innere des Gebirges hinein. Die alten Heiden haben sie als Tempel benützt und zugleich als Schauplatz jenes abscheulichen Götzendienstes, der auch in den Höhlen von Apheka und an der Quelle des Lykus sein Unwesen trieb. Wie ist das jetzt anders geworden und besser! Gleich am Eingange der Höhle siehst Du das Bild der reinsten, jungfräulichen Gottesmutter in einer uralten Kapelle. Das Volk ringsum kennt das Bild unter dem Namen: „Unsere liebe Frau von der Reinheit." So hat auch hier Maria's fleckenlose Reinigkeit jene schändlichen Götzen verdrängt, deren bloßer Name genügt, einem Christen das Blut in die Wangen zu treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem hohen Norden Amerika's.

Das apostolische Vikariat Athabaska-Mackenzie.

Wie oft sind nicht in letztverflossener Zeit die Namen jener kühnen Männer rühmend erwähnt worden, welche, unterstützt durch die Freigebigkeit von Regierungen und wohlthätigen Privaten, auf wohlausgerüsteten Schiffen hinauszogen im Interesse der Wissenschaft, um dem eisigen Norden seine Geheimnisse abzutrotzen! Allein bereits lange vor ihnen hatten andere Männer, im alleinigen Vertrauen auf den unversiegbaren Reichthum der göttlichen Vorsehung und auf den nie fehlenden Segen der göttlichen Verheißung, auf gebrechlichen Schlitten und Schneeschuhen die Pfade, die nach dem Norden führen, betreten, um demselben seine kostbarsten Kleinodien, die in jenen unwirthlichen Wüsteneien fast verlorenen und vergessenen Menschenseelen abzuringen. Der katholische Missionär bebt vor keinen Gefahren zurück; er fürchtet nicht die Qualen und Martern, durch welche die Feinde des Christenthums seiner Predigt Einhalt zu thun hoffen, und noch weniger fürchtet er die Schwierigkeiten, welche ihm die Natur und das Klima der Missionsländer darbieten. Daher finden wir auch überall die katholischen Missionäre, wie unter der brennenden Sonne der Tropen, so auch in den schneebedeckten und eisstarrenden Regionen des hohen Nordens. Wir haben in unsern bisherigen Missionsbildern beinahe ausschließlich jene ersteren berücksichtigt; es dürfte daher wohl billig sein, daß wir auch einmal einen Blick auf ihre Brüder im Norden werfen. Und zwar soll unser erster Besuch dem apostolischen Vikariate Athabaska-Mackenzie gelten, welches einen großen Theil der sogenannten Hudsonsbailänder umfaßt und mit seinen Grenzen bis zum nordischen Eismeer sich erstreckt.

Die Geschichte der Hudsonsbailänder hebt so ziemlich mit der Ermordung ihres Entdeckers an. Im Jahre 1610 entdeckte der bekannte englische Seefahrer Henry Hudson die nach ihm benannte Bai des nordamerikanischen Continentes, ward aber auf der Heimfahrt von der meuterischen Schiffsmannschaft sammt seinem Sohn und sieben kranken Matrosen in einer Schaluppe den Wellen preisgegeben: nie hat man über das Schicksal der Unglücklichen etwas erfahren. Durch einen Freibrief vom Jahre 1670 gestand Karl II. von England einer Gesellschaft englischer Kaufleute das Recht zu, in allen die Hudsonsbai umgebenden Ländern ausschließlich Handel zu treiben und gewisse Hoheitsrechte zu üben. Es gelang ihr nicht nur, die canadischen Pelzhändler zu verdrängen, welche vorher bereits ihre Unternehmungen bis zur Bai ausgedehnt hatten, sondern im Frieden von Utrecht (1713) trat Frankreich auch rechtlich alle seine Ansprüche auf die Hudsonsbai an England ab. War schon dieser Umstand für den Aufschwung der Gesellschaft sehr förderlich, so war es noch mehr die Abtretung Canada's an England im Jahre 1760. Zwar erstand ihr im Jahre 1783 an der in der Kolonie selbst gegründeten Nordwest-Compagnie eine ebenbürtige Rivalin, welche ihre Verbindungen bis zu dem Fuße des Felsengebirges und den Gestaden des stillen Oceans ausdehnte: allein die Rivalität dauerte nicht gar lange, indem beide Gesellschaften einsahen, daß eine Vereinigung der beiderseitigen Interessen ihnen nützlicher sei als der Kampf. Den Hauptgegenstand des in den Hudsonsbailändern betriebenen Tauschhandels bildeten von jeher die Pelzwaaren, wobei das Biberfell gleichsam als Münzeinheit genommen ward. Zur Erleichterung und Sicherung des Handels wurden an verschiedenen Punkten des Landes feste Niederlassungen — Forts, Faktoreien — gegründet, zu denen die Wilden die erbeuteten Felle brachten, um dagegen Gewehre, Schießpulver und Branntwein in Empfang zu nehmen. Im Jahre 1842 zählte die Gesellschaft 136 solcher Niederlassungen mit 1404 Beamten verschiedenen Ranges. Erst im Jahre 1869 wurde der weite Ländercomplex, nachdem bereits früher Oregon an die Vereinigten Staaten abgetreten, Britisch-Columbia und Manitoba abgetrennt worden waren, der Verwaltung der Compagnie entzogen und mit Canada vereinigt, doch dauert ihr Handel vorderhand unverkümmert fort.

Das demselben offen stehende Gebiet begreift das gesammte Land nördlich vom 49. Breitegrad, zwischen dem atlantischen, dem stillen und dem polaren Ocean, mit einem Flächeninhalte von mehr als 148,000 geogr. Quadratmeilen, d. h. etwa $^5/_6$ von ganz Europa. Den weitaus größeren Theil desselben, östlich vom Felsengebirge, bildet die arktische Felsen- oder Seenplatte, eine gebirglose, aber von zahlreichen Klippenreihen durchschnittene Länderstrecke, welche nirgends die Höhe von 500 Meter übersteigt. Die regellose Gestaltung der Oberfläche, verbunden mit dem Mangel einer entschiedenen Abdachung, verhindert eine normale Entwicklung großer und vollendeter Stromsysteme; dagegen ist die ganze Platte mit einem Netze größerer und kleinerer, durch Flüsse verbundener Seen gleichsam überspannt. Sie wird durch eine Höhenreihe, die sich zwischen dem 54.—55.° nördl. Breite hinzieht, in zwei Hälften zerlegt. Die bedeutendsten Ströme der Südhälfte sind der Saskatchewan und der Red-River, welche, ersterer im Felsengebirge, letzterer unweit der Mississippi-Quelle entspringend, beide in den großen Winipegsee münden. Die Nordhälfte wird durch drei große parallel liegende Seen in drei Abschnitte zergliedert. Diese Seen sind: der Athabaska, welcher den gleichnamigen, unweit des Saskatchewan entspringenden Fluß aufnimmt; der große Sklavensee, der mit dem vorigen durch den gleichnamigen Fluß in Verbindung steht und seine Wasser durch den Mackenzie-Strom in das Eismeer ergießt;

und endlich der große Bärensee, welcher seine Wasser gleichfalls in den Mackenzie entleert.

Das Klima ist natürlich in verschiedenen Theilen des ausgedehnten Gebietes verschieden. Am Red-River beträgt die mittlere Jahrestemperatur nicht mehr als 1,32°, doch kommen im Lauf eines Jahres nicht selten Schwankungen zwischen — 38° und + 32° C. vor. Der Frühling umfaßt hier die Monate April, Mai, Juni; der Sommer Juli, August, September; der Herbst Oktober, November, und der Winter die übrigen vier Monate. An der Küste des Eismeeres dagegen fällt das Weingeist-Thermometer bis auf 50° unter 0 und noch tiefer. Dann ist die Kälte nahezu unerträglich, und sogar in den geheizten Zimmern der Faktoreien gefriert der Branntwein und eine dicke Eisrinde überzieht die Wände, während draußen die Luft mit kleinen eckigen Eisstückchen erfüllt ist, welche, vom Winde gegen Gesicht und Hände getrieben, unerträglichen Schmerz und auch wohl Wunden verursachen. Die Jahreszeiten vertheilen sich in diesem Theile der Mission, wie folgt. Dem Frühling gehören die Monate Mai und Juni. Während des ersteren fällt noch Schnee, der jedoch nicht lange liegen bleibt; im Juni tritt der Eisgang ein und schwinden die letzten Spuren des Schnees von der Ebene hinweg. Mit dem Juli tritt der kurze aber drückend heiße Sommer ein, während dessen der Boden bis zu einer Tiefe von etwas mehr als ein Meter aufthaut. Im August fallen bereits wieder die Blätter, im September tritt Schneefall ein und dann folgt ein siebenmonatlicher bitterer Winter.

Ohne Zweifel ist das Klima ein äußerst rauhes und unangenehmes; aber man würde sich sehr täuschen, wenn man

Nordlicht.

glauben wollte, in jenen eisstarrenden Gegenden habe sich die Herrlichkeit des Schöpfers nicht geoffenbart. P. Petitot, welcher den größten Theil seines Lebens am untern Lauf des Mackenzie thätig war, hat uns von den Wundern des arktischen Winters ein begeistertes Gemälde entworfen. Zwar glauben wir nicht, daß sich viele unserer Leser durch seine Schilderung bewegen lassen werden, einen Winter am Mackenzie einem solchen in Süd-Italien vorzuziehen; allein wenigstens zeigt sie uns, daß der Schöpfer überall mit freigebigster Hand die Wunder seiner Macht, seiner Weisheit, seiner Güte ausgestreut hat.

„Wir wollen hier nicht," so schreibt P. Petitot, „von der Nothwendigkeit der eisstarrenden Zone reden, noch auch von dem Einfluß, den sie auf das Klima der übrigen Zonen ausübt, indem sie sowohl die überschüssige Feuchtigkeit zu Eis und Schnee verdichtet, als auch die Hitze des großen Brennkolbens, den wir Aequator nennen, abkühlt — wir wollen vielmehr bloß die herrlichen Wunder hervorheben, die in diesen nordischen Ländern das Auge erfreuen.

Erhebst du den Blick zum nordischen Bären, der unablässig am Himmel seine Kreise um den Polarstern beschreibt, dann wirst du geblendet von dem erhabenen und überraschenden Lichtspiel, welches der Erdmagnetismus im Bunde mit den elektrodynamischen Kräften in den dunklen Aethertiefen hervorruft? Bald schwebt das Nordlicht wie eine Feuerkrone hoch über der Erde droben, bald löst es sich in zahllose Lichtbüschel auf, gleich dem St. Elmsfeuer, wenn es um die Mastenspitzen sein Spiel

Nordlicht, beobachtet am 8. December 1868 zu Nulato am Jukon.

treibt. Jetzt dehnt es sich zu goldig schimmernden wellenförmigen Bändern aus, oder zu blaßschillernden Schlangenlinien, die in stets neu aufglühenden Lichtbahnen in ferne Weltenräume sich erstrecken. Dann wieder schaut das entzückte Auge concentrische, unbeweglich ausgespannte Regenbogen, oder vermeint es in stets wechselndem, von einem Punkte aus strahlendem rosigem Licht die Morgenröthe und die aufgehende Sonne zu erkennen. Jetzt wölbt sich die Lichtfluth zu einem prächtigen, durchsichtigen Himmelsdome, durch welchen die Strahlen der einzelnen Sterne hindurchblicken; dann ballt es sich zu düsterem, blutig rothem Gewölke, löst sich wieder auf in weißleuchtende Streifen, die gleich Perlmutterstraßen auf dunklem Azurgrund die Enden des Horizont mit einander verknüpfen, und zerfließt endlich in einem unstäten, unfaßbaren Lichtnebel, einem in ungemessenen Aetherhöhen werdenden und wechselnden Schleier. — Proteusartig nimmt das Nordlicht jegliche Gestalt an und erfreut das Auge in unerschöpflichem Farbenspiel. Wahrlich ein beredter Verkündiger ist es der Macht, Weisheit und Güte unseres Schöpfers.

Schwindet aber das Nordlicht, so bleibt doch der Mond, ein Mond, der, wie der Luzifer der hl. Bücher, keinen Niedergang kennt und die langen Nächte der Winter-Sonnenwende in Tage verwandelt, der sich durch Luftspiegelung bald mit leuchtenden Höfen umgibt, bald zu Nebenmonden vervielfältigt.

Stellet euch diese Nächte vor, so still und schweigsam, daß man die eigenen Herzschläge hört; so kalt, daß die Bäume im Walde sich spalten, und der ausgestoßene Athem ein Geräusch verursacht, wie wenn eine Ruthe die Luft durchsaust, aber zu gleicher Zeit dennoch so wunderschön, wenn das Licht in der erstarrten Winterlandschaft sein phantastisches Spiel treibt. Seht ihr diese Krystallpyramiden, mit den vielarmigen Leuchtern, die in buntem Spiel über unsern Häuptern ihr vielfarbiges Licht ausstrahlen? Seht ihr diese blendenden Alabastersäulen, neben

Nordlicht.

denen mattweiße Stalaktyten, zwischen denen zarte Geflechte und Gewebe, gleich kostbaren Spitzen in makellosem Weiß sich hindurchziehen? Seht ihr diese Säulenreihen, diese Schwibbogen, diese Strebepfeiler, diese Thürme, kurz diese ganzen aus Schnee und Eis bestehenden Bauwerke? Doch nein, nicht aus Eis und Schnee, sondern aus Rubinen und Smaragden bauen sie sich auf, aus Saphiren und Topasen, welche das sanfte Mondlicht in allen Farben zurückstrahlen. Wahrlich in ein Feenland glaubt man sich versetzt, so bezaubernd schön ist der Anblick.

Oft weckt inmitten dieser Zaubernächte ein jäher stummer Blitz das wach träumende Auge und kündet ihm das Ende eines außerhalb seines Gesichtskreises liegenden Nordlichtes oder magnetischen Gewitters; oder ein donnerähnliches Rollen verräth die Nähe eines Sees, über dessen Quellen die Eisdecke sich krachend dehnt. Jetzt vernimmst du den klagenden Tonfall menschlicher Stimmen, das Knistern der Schneeschuhe auf frostigem Plan, das Geklingel der Schlitten, das Knallen der Hundepeitsche, welches Wald um Wald, die Eiskruste der Seen und die Schneedecke der Gefilde dir wiedererzählt. Du meinst, diese Laute aus nächster Nähe zu vernehmen: gedulde dich, mein Herz! Augenblicke und Stunden werden vergehen, ehe die geheimnißvollen Wanderer eintreffen, deren Kommen sich auf Meilenweite ankündigte. Dagegen macht merkwürdiger Weise ein dicht neben uns krachender Flintenschuß nicht mehr Eindruck auf unser Ohr, als hätte man eine Nuß aufgeknackt.

Inzwischen nehmen diese langen Winternächte ihr Ende, der Eskimo begrüßt mit seinen Gesängen und Tänzen das nach zweimonatlicher Abwesenheit wieder aufgehende Tagesgestirn. Da wechselt die Scene und überrascht das Auge mit neuen Bildern. Hier treibt die Luftspiegelung ihr tückisches Spiel, zeichnet Uferlandschaften, Berge in umgekehrter Lage, Hügel und Bäume, die sich zu bewegen scheinen. Dort tritt strahlend bald mehr

bald weniger vollständig das schöne Phänomen der Nebensonnen hervor; bald sind es zwei oder drei, zuweilen aber auch vier, acht und sogar sechzehn falsche Sonnen, die der wahren das Feld streitig machen. In einzelnen Fällen ist die Parhelie nicht vertikal, sondern horizontal: dann gleicht der Himmel mit seinen zahlreichen Nebensonnen einer von hängenden Ampeln hell erleuchteten Kuppel.

Die Kälte — ja sie ist hier zu Lande grimmiger als der weiße Wolf der Steppe, als der graue Bär der Berge; auch sie fordert ihre Opfer, unversehens und unrettbar, stets jedoch erst, nachdem sie dieselben in süßen Schlummer eingewiegt hat: aber sie äußert doch auch wieder ihre wohlthätigen Wirkungen auf den Organismus des Menschen. Sie belebt und reinigt das Blut, sie verjüngt die Kräfte, verzehnfacht die Energie, sie schärft und fördert die Verdauung, sie schläfert den Schmerz ein. Diese bittere, trockene Kälte hemmt die Fäulniß, zerstört die Miasmen, reinigt das Süßwasser und macht sogar das Seewasser trinkbar. Sie ersetzt dem Fleische das Salz, einzumachenden Früchten das Kochen; durch sie werden Talg und rohes Fleisch genießbar und können Milch und geistige Getränke, zu Eis gefroren, beliebig aufbewahrt werden Sie verzehrt die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe, erleichtert das Verdunsten und Verschwinden der Schnee- und Eismassen und verräth auch dem Jäger die Anwesenheit des Rennthieres, indem sie um dasselbe eine Dunstatmosphäre erzeugt.

Haben Hitze und Feuchtigkeit wohl eben so viele Vortheile?

Freilich hat die Kälte auch ihre Launen, deren Erklärung der Wissenschaft zufällt. Unter ihrer erdrückenden Umarmung häuft sich die gebundene Elektricität in den Körpern, welche schlechte Leiter sind, und entwickelt sich dann bei der leisesten Reibung, einem bloßen Druck, einer bloßen Berührung. Die Hobelspäne haften wie angeleimt am Hobel; Seide, Flaumfedern, ein mit Gummi geriebenes Blatt Papier an den Fingern. Du willst deine Toilette vor einem Fenster oder Spiegel machen: anstatt sich unter dem Kamme zu glätten, richten sich deine Haare empor und sträuben sich knisternd, als wäre dein Kopf über Nacht in ein Medusenhaupt umgewandelt worden. Du bist zu einer lebendigen Elektrisir-Maschine geworden: du kannst dich nicht mehr in deine Pelze hüllen, unter deine Wolldecke verkriechen, ohne unter deinen Händen, an deinem Körper, diesen Pelzen, dieser Wolle unter lebhaftem Geknister ein ganzes Feuerwerk elektrischer Funken zu entlocken. Täglich, stündlich erneuern sich derartige Naturspiele.

Wunder folgen auf Wunder. Frost überkommt die Fliegen, Bremsen und andere Insekten, daß sie bei der Berührung wie Glas zerbrechen; hart wie Stein werden die Frösche in ihren Sümpfen und der aus dem Wasser gezogene Fisch — und doch, dieser Frost er tödtet sie nicht. Thaut es, dann erstehen Fliegen und Schnaken zum Leben, es zappelt der Fisch, die Frösche hüpfen munter davon. Frieren sie zum zweiten Mal ein, dann erst ist es um ihr Leben geschehen.

Den Wanderer führt sein Weg durch holzlose Wüsten: wie soll er sich gegen die Kälte schützen, wie vor dem Tode sich bewahren? Er scharrt ein Loch in den Schnee, schlüpft unter das weiße Leichentuch, deckt es über sich zu, und nun wird das Element, welches ihn eben noch mit dem Tode bedrohte, das Werkzeug seiner Erhaltung. Unter der frostigen Decke bewahrt er die Lebenswärme und kriecht am folgenden Morgen munter und gesund unter derselben hervor. Wem hat der Indianer dieses Geheimniß abgelauscht? Etwa dem Schneehuhn oder dem Eishasen? Lehrte ihn der Vielfraß, durch Verscharren unter dem Schnee das Fleisch warm, das Blut flüssig erhalten? Lehrte die Bisamratte den Eskimo das Geheimniß arktischen Lebens, indem sie über ihrem Luftloche auf dem Eis der Seen einen Kegel aus Schlamm und Schnee aufhäufte, der hier das Gefrieren des Wassers verhindert?

Noch bin ich nicht zu Ende, weder mit dem vielfachen Nutzen, den Schnee und Eis gewähren, noch mit den mannigfachen Gestalten, durch die sie das Auge erfreuen, noch mit den interessanten Aufgaben, die sie dem Menschengeiste zur Lösung vorlegen. Phantastische Eisblumen, gefällig geschlungene Guirlanden, endlos sich abzweigendes Astwerk neben unabsehbaren Flächen, über einander geschobenen Schollen, Schichtungen, Hebungen, Kegeln, Hügeln, Grotten, Höhlen — das Alles nachgebildet im Eis. Und diese Eiskolosse zerfallen im Frühjahr unter dem Wehen einer milden Brise in feine Nadeln; sie lassen sich durchbohren von dem schwanken Stengel einer Alge, durchdringen von einem Blatt oder einer Vogelfeder, welche der Wind dorthin geweht, und diese Wasserpflanze, dieses Blatt, diese Feder vernichten die mächtigen Eisbänke, welche einer Julisonne trotzen zu können schienen.

Das Eis verkürzt alle Entfernungen, indem es über alle Seen und Wasserläufe Brücken schlägt und den Gebrauch des Schlittens ermöglicht. Sobald der Winter mit seinem Eis und seinem Schnee Einzug hält, kehrt auch der Ueberfluß ein in die Hütte der Rothhaut und in die Höhle des Eskimo; denn mit dem Schnee kehren das Rennthier und der Bisamochs zurück und fallen unter den Schüssen der Jäger; der Schnee gestattet dem Indianer, geräuschlos sich dem riesigen Elenthier zu nähern, die Spur der andern Thiere zu verfolgen und die Lager der Pelzthiere aufzufinden. Der Schnee also bringt Ueberfluß in das Lager und in das Fort; er bildet gleichsam den Reichthum des Wilden, des Jägers und des Pelzhändlers, denn er gibt den Thieren allen dieses dichte und weiche Haarkleid, das ihnen im Sommer fehlt. Mit diesem Nutzen verbindet der Schnee aber auch seine besondere Schönheit. Welche verschiedenen Gestalten nimmt er nicht an in diesen Gegenden! Der Indianer hat mit seiner scharfen Unterscheidungsgabe bis 15 verschiedene Arten von Schnee unterschieden und mit besonderen Namen belegt: er kennt französischen Schnee und närrischen Schnee, gefrorenen Schnee und staubigen Schnee, körnigen Schnee und sternigen Schnee, Frühlingsschnee und Herbstschnee u. s. w. u. s. w.

Wenn so der Winter die Zeit des Ueberflusses und des Reichthums für den Eingeborenen und für den Fremden ist, ist er auch die Zeit der Arbeit, der Jagd und des Fischfanges, der Reisen und der Zubereitung der Pelzfelle. Im Winter da geht der Indianer auf die Jagd: er ißt, hält langen Schlaf, kennt keine Lieder. Hat aber einmal ein Frühling von kaum acht Tagen aus neunmonatlichem starrem Schlummer die Vegetation geweckt; hat ein warmes, wenngleich schräges Sonnenlicht die langen Polarnächte in einen drei Monate anhaltenden Sommer verwandelt: dann kommen auch dem Indianer sein Frohsinn und seine Lieder, er kehrt die Ordnung der Zeiten um, und wenn er die Zeit, die wir uneigentlich Nacht nennen, in Tanz und Muthwillen verjubelt hat, dann schläft er während der Zeit, die wir Tag nennen würden, einer Eidechse gleich im lieben Sonnenschein."

(Fortsetzung folgt.)

Senegambien.

(Fortsetzung.)

V. Missionsgeschichte.

Nachdem wir in den vorhergehenden Aufsätzen versucht haben, ein gedrängtes Bild des Landes, seiner Bewohner, ihrer Sitten und Geschichte zu geben, kommen wir nunmehr zu den Arbeiten, Leiden und Erfolgen der Missionäre in der Christianisirung dieser Völkerschaften des westlichen Afrika.

Schon gleich zu Anfang wurde erwähnt, daß die eigentliche Mission von Senegambien verhältnißmäßig sehr jung sei, da sie erst 1846 mit der Gründung des ersten Hauses in Dakar am Cap Verde ihren Anfang nahm. Aber noch geraume Zeit nach dieser ersten Gründung war an eine eigentliche Blüthe oder regelrechte Entfaltung des Missionswerkes schon deßhalb nicht zu denken, weil die kaum entstandene Congregation des P. Libermann nicht Kräfte genug stellen konnte, um die ganze westafrikanische Küste zu gleicher Zeit zu evangelisiren. Erst als im Jahre 1863 auf wiederholte Vorstellungen der Missionsoberen von der Congregation der Propaganda in Rom die Viertheilung des Arbeitsfeldes verfügt und ein eigener apostolischer Vikar für Senegambien ernannt war, konnte das Werk mit mehr Ordnung, Gründlichkeit und Erfolg in Angriff genommen werden. Diesen neuen und entscheidenden Sieg seines Lebensgedankens hatte aber der ehrwürdige P. Libermann nicht mehr erlebt. Es schien, als habe Gott ihn nur die Bitterkeiten des Kelches verkosten lassen wollen, um ihn dann, sobald die Schmerzenssaat einer reichen Ernte entgegenreifte, abzuberufen in die ewige Freude.

Der ehrw. P. Libermann, Stifter der Congregation vom heiligsten Herzen Mariä.

Es ist hier wohl der natürlichste Platz, einige Worte über das Leben jenes ehrwürdigen Dieners Gottes einzuschalten, der nicht bloß einen so vorzüglichen Theil an der Bekehrung der afrikanischen Neger gehabt hat, sondern auch durch seinen außerordentlichen Tugendwandel einen solchen Ruf der Heiligkeit hinterließ, daß bereits seit einiger Zeit sein Seligsprechungsproceß eingeleitet wurde. Auch dieses Leben wird uns wiederum zeigen, wie ewig lebendig, stets fruchtbar der Geist Gottes in der Kirche waltet und mit Vorliebe jene Werkzeuge zu seinen erhabenen Zwecken verwendet, die in den Augen der Welt verächtlich und gering sind.

P. Franz Maria Paul Libermann war der zweite Sohn eines strenggläubigen, sehr gelehrten und einflußreichen Rabbiners zu Zabern im Elsaß. Er wurde am 12. April 1804 geboren und bis zu seinem zwanzigsten Jahre im Talmud und in den jüdischen Gebräuchen so streng und eifrig unterwiesen, daß er alle anderen Candidaten des Rabbinats in ganz Elsaß weitaus an gründlichem Wissen und gelehrter Spitzfindigkeit überflügelte. Schon sah der Vater mit Stolz in die Zukunft seiner Söhne und besonders seines zweitgeborenen; er glaubte sie schon alle auf den ersten Lehrstühlen der Synagogen Frankreichs zu sehen. Seltsame Führung der Vorsehung! Gerade die gelehrten Söhne des jüdischen Eiferers sollten sich zur christlichen Kirche bekehren und Apostel des Messias werden. Zuerst trat der ältere Bruder Samuel zum Katholicismus über und zog viele durch Tugend und Bildung ausgezeichnete Israeliten mit sich. Dann folgte im Jahre 1826 Lazarus, der spätere Pater Libermann. Seine Conversion begann in Metz mit dem Studium der neueren Sprachen und der Lesung der französischen Gottesläugner des letzten Jahrhunderts. Dort fand er so viele Angriffe auf die Wahrheit der heiligen Schrift, daß er an der Göttlichkeit dieses Buches zu zweifeln begann. Er wendet sich an seinen bereits katholischen Bruder und mit Hilfe der Gnade gelangt er zum aufrichtigen Gebet um Klarheit und Erkenntniß. Er eilt von Metz nach Zabern und erlangt auf wunderbare Weise von dem nichtsahnenden Vater die Erlaubniß, nach Paris zu gehen, um dort seine letzten Zweifel lösen und nach einigen Wochen eifrigen Studiums und Gebetes sich taufen zu lassen (24. December 1826). Sofort stand sein Entschluß fest, sich ganz dem Herrn im Priesterstande zu weihen; darum trat er auch, unterstützt von einigen frommen Gläubigen, in eine religiöse Erziehungsanstalt. Es war dieß das Seminar von S. Sulpice, wo er bald ein Vorbild aller Übrigen wurde. Aber eine harte Probe hatte ihm die Vorsehung aufbewahrt. Als es sich darum handelte, die höheren Weihen zu empfangen, befiel ihn eine schmerzvolle und demüthigende Krankheit, die Epilepsie, die ein Aufsteigen zum Priesterthum für den frommen Seminaristen unmöglich machte. Dieser trug das harte Kreuz so geduldig und machte auf dem Wege des innern Seelenlebens solche Fortschritte, daß die Eudistenpatres von Rennes den einfachen Cleriker zum Novizenmeister ihrer Congregation begehrten (1837). Aber Gott hatte seinen Diener zu noch Größerem bestimmt. Seit längerer Zeit schon hatten zwei Mitschüler Libermanns, die Herren Le Vavasseur und Tisserand, den hochherzigen Plan gefaßt, sich ganz dem Seelenheile der verlassenen Neger zu weihen. Sie wandten sich daher um Rath an ihren ehemaligen Mitschüler. P. Libermann hörte mit Freuden von diesem schönen Werke reden, er ermuthigte die frommen Freunde, aber ohne sich selbst ihnen anschließen zu wollen. Bald jedoch fühlte er, daß Gott auch ihn zur Unterstützung ihres Planes berufe, und so that er denn seiner Liebe zur Einsamkeit großmüthig Gewalt an und machte sich 1839 mit einem anderen Priester, La Brunière, nach Rom auf, um dort die Genehmigung des heiligen Stuhles für die Gründung der neuen Genossenschaft zu erlangen. Groß waren die Prüfungen, die den armen, kranken Pilger auf dieser Reise

und während des Aufenthaltes in Rom trafen; aber er ließ sich weder entmuthigen durch die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, noch verwirren durch die Vorwürfe und falschen Urtheile, die man über ihn fällte. Ruhig arbeitete er unterdessen die Regeln seines Priestervereins aus, und Gott wachte seinerseits über seinen Diener. Die besten Zeugnisse liefen von allen Seiten über ihn bei der Propaganda ein; daher entschloß man sich, seinen Plan zu unterstützen und ihm, da überdieß die Krankheit nachgelassen, die Erlaubniß zum Empfang der Priesterweihe zu geben. Noch machte P. Libermann bettelnd, in ärmliche Lumpen gehüllt, eine Wallfahrt nach Loretto, um sich und sein Werk unter den besonderen Schutz der Himmelskönigin zu stellen. Dann kehrte er nach Straßburg zurück, wo der hochwürdigste Bischof Dr. Räß sich ganz besonders für den eifrigen Cleriker interessirte. Während Libermann noch im Straßburger Seminar weilte und mehrere junge Leute für sein Werk gewann, hatte die Vorsehung bereits für ein Ordenshaus gesorgt. Der Bischof von Amiens, Msgr. Mioland, wünschte selbst dem neuen Stifter die heilige Priesterweihe zu ertheilen und führte ihn dann mit seinen zwei Gefährten in das Haus von Neuville bei Amiens. Am 27. September 1841 wurde dort das Noviziat eröffnet, die Congregation zum heiligsten Herzen Mariä war gestiftet. Anfangs ging das Werk, wie alle Gotteswerke, nur langsam und unscheinbar vorwärts, in Armuth und Prüfungen aller Art. Nach zwei Jahren zählte der Verein erst zwölf Mitglieder, aber schon im folgenden Jahre verdoppelte sich die Anzahl. Nun begannen die Abreisen in die Missionen, aber auch die härtesten Schläge der Prüfung. P. Le Vavasseur war bereits vier Monate nach Eröffnung des Noviziates nach der Insel Bourbon abgereist, P. Tisserand 1842 mit zwei Mitbrüdern nach Hayti, 1843 gingen die ersten Missionäre nach Guinea. Aber bald liefen über diese muthigen Apostel die traurigsten Nachrichten ein, die Mehrzahl derselben erlag dem mörderischen Klima oder den Stürmen der Überfahrt. P. Libermann verlor den Muth keineswegs; im Vertrauen auf Gott kam er vielmehr gerade um jene Zeit in Rom um die Errichtung eines apostolischen Vikariates an der Westküste Afrika's ein, das seinem Missionsinstitut übertragen werden sollte. Solches Vertrauen ließ Gott nicht unbelohnt. 1848 fand nämlich die Vereinigung der neuen Stiftung Libermanns mit der schon älteren Congregation vom heiligen Geiste statt, und verdreifachte so die Zahl der Missionäre für die armen Neger. P. Libermann wurde einstimmig zum ersten Obern ernannt und leitete fortan mit Liebe, Demuth und Umsicht das schwierige Werk. Außer den Arbeiten in Westafrika, die er durch seine Jünger zu Stande brachte, verdankt ihm die Kirche noch die Einrichtung der drei Bisthümer von Martinique, Guadeloupe und Bourbon.

† Al. Kobes, ép. 2. Modon, vic. apost.

In dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren hatte der Ehrwürdige mit Gottes Hilfe diese großartigen Werke ausgeführt. Da rief ihn der Herr zu sich, um künftig im Himmel der Fürsprecher und Beschützer seiner Brüder zu sein. Am 2. Februar 1852 gab er seinen Geist auf, als man gerade im Chore die Worte des Magnifikat sang: „Exaltavit humiles“ (er hat die Demüthigen erhöht). Demüthig, schwach und gering vor der Welt war P. Libermann in der That sein ganzes Leben gewesen, aber Gott hatte ihn erhöht und zu einem Gefäße der Auserwählung gemacht, das den Namen des Herrn hinaustragen sollte zu den Kleinen und Geringen, wie zu den Fürsten und Mächtigen bis an die Grenzen der Erde.

Elf Jahre nach dem Tode des Stifters dieser speciell für die Neger-Mission gegründeten Congregation fand, wie eben bemerkt, die Viertheilung des westafrikanischen Vikariates statt. An die Spitze des neuen Sprengels von Senegambien wurde ein Mann gestellt, der von der Vorsehung eigens zu diesem Amte vorbereitet zu sein schien. Als bisheriger Coadjutor Msgr. Bessieux' hatte derselbe Gelegenheit gehabt, jene Gegenden und die dort nothwendige Thätigkeit gründlich und aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, so daß die Wahl schwerlich auf eine passendere Persönlichkeit hätte fallen können. Es war dieß Msgr. Aloisius Kobes.

Dieser eifrige, einsichtsvolle und allbeliebte Prälat hat als eigentlicher Begründer der Mission zu viel Anrecht auf unser Interesse, als daß wir nicht einige Augenblicke bei seiner Persönlichkeit und seinem thatenvollen Leben anhielten.

Gleich dem Stifter der Ordenscongregation, welcher er angehörte, war Msgr. Kobes ein Kind des katholischen Elsaßes, geboren in Fessenheim den 17. April 1820. Als er im Jahre 1840 im großen Priesterseminar zu Straßburg verweilte, machte er die erste Bekanntschaft mit dem demüthigen Rabbinersohn von Zabern, der soeben von seiner Pilgerreise nach Rom in Straßburg angelangt war und bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Wie viele der eifrigsten Seminaristen schloß sich auch Aloisius Kobes dem seeleneifrigen Convertiten an, der sich, obgleich selbst noch nicht Priester, doch schon auf das Werk der Negerbekehrung vorbereitete. Durch die Unterredungen mit Libermann wurde auch er von einem glühenden Verlangen entzündet, sich der Neger-Mission zu widmen. Da aber die Gründung der neuen Congregation nicht so schnell zum Abschlusse kam, ließ er sich vorerst zum Priester weihen und verbrachte zwei Jahre in der Seelsorge, bis er endlich (19. Juli 1846) sein Verlangen erfüllt sah. Als er nach beendigter Probezeit (1847) die Gelübde der Congregation abgelegt hatte, wurde er nicht sofort in die Mission geschickt, denn seine Obern hatten in ihm einen außerordentlichen Beruf zu erkennen geglaubt. P. Libermann,

der tiefe Menschenkenner, trug kein Bedenken, seinen ehemaligen Mitschüler von Straßburg zu der Würde eines Coadjutors Msgr. Bessieux' vorzuschlagen, und da auch Rom auf die trefflichen Zeugnisse hin diese Wahl gebilligt hatte, wurde derselbe zum Bischof von Methone (Modon) i. p. i. ernannt. Der hochwürdigste Bischof von Straßburg, Dr. Räß, zu dessen Diöcese nicht bloß der Stifter, sondern auch die hervorragendsten Mitglieder der neuen Congregation gehörten, hatte den Trost, den neuerwählten Coadjutor am 30. November 1848 zu weihen und ihn so gleichsam auszusenden, an den fernen Ufern des Senegal und Gambia eine Tochterkirche des altehrwürdigen Straßburg zu gründen. Kurz darauf verließ Msgr. Kobes Europa und trat sein schwieriges, mühevolles Amt an der afrikanischen Küste an. Eine Denkschrift, die er fünf Jahre später an die Centralverwaltung des Vereines der Glaubensverbreitung schickte, mag uns ein annäherndes Bild seiner damaligen Mühen und Leiden geben. Wir stellen hier einige der Hauptpunkte in freier Folge und im Auszuge zusammen.

„Wenn es wahr ist, daß jeder Anfang seine Schwierigkeiten hat, so gilt dieß ganz besonders von unserer afrikanischen Mission. Mag man auch die Westküste Afrika's nicht geradezu das allerungesundeste Klima der Welt nennen, jedenfalls wird es schwer halten, ein noch ungesunderes zu finden. Es ist das eine Thatsache, die leider jedes Jahr mit unwiderleglichen Zahlen in den Todtenbüchern der Handelsstationen und Militärposten verzeichnet steht, und welche besonders das Mutterhaus unserer Congregation so bitter beklagt, da es seit 11 Jahren von den 75 hierhin geschickten Missionären nicht weniger als 42 verloren hat. Jetzt stehen wir mitten in einer abgöttischen Bevölkerung von ungefähr 50,000,000, die ein Land bewohnt, das sich vom 17.° nördl. Br. bis zum 17.° südl. Br., vom 20.° östl. Länge bis zum 20.° westl. Länge erstreckt! Zu allen diesen Völkern sollen wir 2 Bischöfe, 15 Priester, 11 Brüder und 19 Schwestern gehen. Aber auf welchen Straßen? Unsere Mission hat keine gangbaren Wege, keine Wagen, und hätten wir auch einige von den wenigen Pferden und Kameelen, die sich in Senegambien finden, die Urwälder mit ihrem verworrenen Wuchs, die schwindligen Bergpfade und ungangbaren Sümpfe würden uns das Reiten doch nicht gestatten. Um die zahlreichen Bäche und Flüsse zu durchschreiten, die dem Wanderer auf jedem Schritt und Tritt den Weg abschneiden, muß er sich entschließen, bis an die Kniee oder an die Brust im Wasser und Schlamm zu waten, und kann sich noch glücklich schätzen, wenn er die zahlreichen Strudel und Abgründe vermeidet und nicht in die Klauen eines reißenden Thieres fällt. Brücken hat man in diesem Lande noch nicht gesehen und Nachen findet man höchstens in den Dörfern am Strande.

Kathedrale von St. Louis in Senegambien.

Ist nun der Missionär nach tausend Gefahren und Entbehrungen bei einem Stamme angelangt, so erhebt sich wie eine Scheidewand zwischen ihm und den Eingeborenen die Verschiedenheit der Sprache; fast jeder Stamm hat die seinige, und soviel ich nach meiner jetzigen Erfahrung behaupten kann, werden in dem Bereich unserer Mission wenigstens hundert verschiedene Sprachen geredet, ohne der Dialekte zu gedenken, die von Dorf zu Dorf wohl wechseln mögen. Keine einzige dieser Sprachen findet sich, mit Ausnahme des Arabischen, geschrieben, und kein einziges der leitenden Principien in diesem Wirrwarr ist bis jetzt bekannt, nur lange Übung kann dem Missionär ihre Kenntniß ermöglichen. Was soll ich nun erst von den anderen Schwierigkeiten sagen, die sich unsern Bemühungen hier entgegenstellen? Der Fanatismus der Schüler Muhammeds, die tiefste Versunkenheit der Fetischanbeter, die zahllosen protestantischen Sekten, die unter Staatsschutz und mit reichlichen Mitteln hier ihr Unwesen treiben. — Alles stellt sich unserem Werke feindlich entgegen u. s. w."

Groß waren die Schwierigkeiten, größer jedoch noch der Muth und das Gottvertrauen der Missionäre. Msgr. Kobes unterzog sich den mühevollsten Reisen, dem schwierigen Studium der Sprachen, den entnervenden Einflüssen des Klimas, und sann nebenbei auf die wirksamsten Mittel, den verschiedenen Mißständen abzuhelfen. Vor Allem erlangte er in Rom, daß andere Ordenspriester wenigstens für den Anfang die Arbeiten der Congregation theilten, und so kamen denn auch bald einige Dominikaner-Patres, um die Seelsorge in den englischen Posten zu übernehmen. Ferner dachte Msgr. Kobes schon damals an eine Trennung des übergroßen Gebietes in mehrere Missionsfelder, und gründete auf jenen Punkten, die er nach persönlicher Erfahrung als die bestgelegensten erkannt hatte, Niederlassungen, welche später in der That die Mittelpunkte der einzelnen Vikariate wurden. So bestanden schon 1854 die Häuser von Bakel, Dakar, Joal, Santa-Maria vom Gambia, St. Joseph von Benga und Santa-Maria vom Gabun, von denen das Centralstudienhaus in Dakar das wichtigste war. Auf die übrigen Arbeiten und Schöpfungen Msgr. Kobes' werden wir im Verlauf der Erzählung noch zurückkommen, und schließen darum hier sofort mit den letzten Lebenstagen des hochverdienten Prälaten. Noch gestattete ihm der Herr der Ernte, einige seiner lang gehegten Pläne verwirklicht zu sehen, so die Gründung der Kolonie vom hl. Joseph, die Errichtung eines Seminares für schwarze Priester und die Bestätigung einer von ihm gegründeten Negerinnen-Congregation: dann erging an den von vielen Entbehrungen und Arbeiten entkräfteten Mann der Ruf des Meisters

zur ewigen Ruhe. Schon seit einigen Jahren erforderte seine Gesundheit mehr noch als die Geschäfte der Mission häufige Reisen nach Europa. Sein Herz zog ihn dann immer nach Rom zum heiligen Vater, aus dessen Reden und Ermunterungen er immer neuen Muth und jugendliche Kraft schöpfte. Auf dem Vatikanischen Concile war er einer der ersten französischen Prälaten, die das bekannte Postulatum für die Infallibilitätserklärung unterzeichneten. Da riefen ihn plötzlich noch vor dem Schlusse des Concils die durch den Krieg verursachten Wirren in seine ferne Mission zurück. Der Abschied von Rom und dem heiligen Vater wurde ihm dieses Mal schwer wie noch nie, er ahnte wohl, daß es ein Abschied für die Ewigkeit sei. In Afrika angekommen, fühlte er bald seine letzten Kräfte schwinden; eine europäische Reise ward ihm von allen Seiten dringend angerathen, aber bevor er diesem Rathe folgen konnte, wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, dem er am 11. October 1872 in Dakar erlag. Kaum war die Kunde seines Todes in die entfernteren Stationen gedrungen, als sich zeigte, wie tiefe Wurzeln die Liebe zu dem Verstorbenen in den Herzen seiner Neubekehrten geschlagen hatte und wie auch der verachtete, allen edleren Gefühlen scheinbar unzugängliche Neger eine Wohlthat zu schätzen und sich dankbar zu erweisen weiß. Von den entlegensten Punkten begaben sich die Christen nach Dakar, und selbst die muselmännischen Schiffsbesitzer gewährten den Christen unentgeltliche Überfahrt. Alle, die den Verstorbenen auf seinen vielen Reisen gesehen hatten, wurden nicht müde, den Anderen davon zu erzählen, wie gut und liebenswürdig der weiße Bischof gewesen sei.

Die Annalen der senegambischen Mission werden immer mit Msgr. Kobes beginnen, und seine segensreichen und lebenskräftigen Stiftungen werden fortdauern und in späteren Generationen erst die schönsten und vollsten Früchte tragen. Aber auch um die Wissenschaft hat Msgr. Kobes sich ein dauerndes Verdienst erworben, indem er mit unsäglicher Mühe in der unfreiwilligen Muße seiner Krankheiten, oft in schlaflosen Nächten, seine woloffische Grammatik ausarbeitete, deren Regeln er im vollsten Sinne des Wortes den Lippen der Neger ablauschte. Am Feste seines Patrons, des hl. Aloisius, im Jahre 1869, wurde dieses Werk vollendet und dem heiligen Vater gewidmet. So zeigten sich auch in diesem Büchlein wieder die Angelpunkte, in denen das ganze Leben des Missionärs sich bewegt hatte, die Liebe zum Oberhaupte der Kirche und die Liebe zu den ihm anvertrauten Schwarzen. Christus in der Person seines Stellvertreters und Christus in den Seelen der armen Neger, das war die Devise und der Kriegsruf dieses wahren Apostelherzens.

In der Leitung der Mission folgte ihm der bisherige apostolische Präfekt am Senegal, Msgr. Johann Claudius Duret[1], ebenfalls aus der Congregation des P. Libermann. Derselbe behielt seine Würde als Präfekt am Senegal bei und vereinigte somit die doppelte Jurisdiction der bisher getrennten, kirchlichen Verwaltungen Senegambiens. Die apostolische Präfektur wurde nämlich schon im Jahre 1765 auf die Bitte Ludwigs XVI. gegründet und den Recollekten übertragen, welche die Seelsorge der am Senegal errichteten französischen Handelsniederlassungen übernehmen sollten. Vierzehn Jahre später wurde dieser Posten, wie die übrigen Kolonien Frankreichs, der Congregation vom heiligen Geiste zugewiesen, die ihrerseits im Jahre 1848 in die neue Gesellschaft des P. Libermann überging. Die apostolische Präfektur umfaßt auch ein verhältnißmäßig geringes Arbeitsfeld, nämlich die drei Pfarreien von St. Louis, Gorée und Bakel; das apostolische Vikariat hingegen hat als erste Aufgabe die Bekehrung der Schwarzen, und erstreckt sich in Folge dessen vom Senegal bis zum Rio Nuñez (10° 53′ n. B.). Gegen das Innere des Landes hat die Mission keine eigentliche Grenze, aber auch nur eine geringe Thätigkeit. Letztere entwickelt sie hauptsächlich an den Küstenstationen von Dakar, St. Joseph, Joal, Rufisque, St. Benedikt und St. Maria von Bathurst.

Am 29. September 1874 zum Bischof geweiht, schiffte Msgr. Duret sich sofort nach seiner Mission ein. Die Christen von St. Louis hatten während der 18jährigen Thätigkeit des nunmehrigen Bischofs in ihrer Mitte Gelegenheit gehabt, seine Tugenden und seinen Seeleneifer kennen zu lernen und begrüßten ihn daher bei seiner Rückkehr mit einem wahren Jubel. Der apostolische Geist aber ließ ihm nicht lange Zeit zum Ausruhen, und wenige Tage nach seiner Ankunft schon begann er seine erste Rundreise durch das Vikariat, die er seitdem, trotz seiner äußerst schwachen Gesundheit, jedes Jahr zweimal wiederholte.

Um also den Stand der Mission kennen zu lernen, wollen wir uns einer dieser Visitationsreisen anschließen, und einen nach dem andern alle die verschiedenen Posten der Präfektur und des Vikariates durchwandern.

Wir beginnen mit St. Louis, dem Hauptort der französischen Kolonie und dem bischöflichen Sitze.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Die Mission von Japan wird recht schwer geprüft; nachdem die Christen während mehrerer Jahre Verfolgung, Verbannung und Kerker zu erdulden hatten, wurden sie nach ihrer Rückkehr von ansteckenden Krankheiten heimgesucht, und auch damit haben die Prüfungen ihr Ende noch nicht erreicht, sondern zu wiederholten Malen haben auch große Feuersbrünste die neuen Niederlassungen vernichtet und der armen Mission schwere Opfer auferlegt. Über die letzte dieser Prüfungen berichtet der hochw. H. Midon, apostolischer Provikar von Japan, in nachfolgendem Brief vom 4. December 1876 aus Jokohama.

„Es sind nun bald zwei Jahre, daß die Wohnung der Missionäre zu Jokohama eine Beute der Flammen wurde, und die Kirche nur wie durch ein Wunder der Zerstörung entging. Ohne einen ganz besondern und auffallenden Schutz der Vorsehung wüßte man heute auch von unserem Hause in Jeddo und von der provisorischen Josephskapelle daselbst wohl kaum etwas mehr, als ungefähr den Ort, wo sie gestanden. Erlauben Sie mir, Ihnen einige Einzelheiten hierüber zu geben.

Japan ist ganz vorzugsweise das Land der Feuersbrünste, und die Hauptstadt thut es in Bezug hierauf unläugbar dem ganzen Lande zuvor. Jedes Stadtviertel wird so zu sagen

[1] Vergl. das Portrait in dieser Zeitschrift. Jahrg. 1877, S. 28.

periodisch von dieser schrecklichen Geißel heimgesucht. Sie wüthet so häufig, daß die Japanesen einen Brand wie ein ganz gewöhnliches Naturereigniß betrachten, welches man, wie jedes andere, ruhig hinnehmen muß, und welches etwas Abwechslung in das Einerlei des Alltagslebens hineinbringt.

Es gibt indeß Umstände, bei denen auch die ausgesprochensten Phlegmen und die unempfindlichsten Naturen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt werden. Von dieser Art war der schreckliche Unglücksfall, durch welchen unsere Hauptstadt letzte Woche verwüstet wurde.

Mitten in der Nacht vom 29. auf den 30. November ertönte die Sturmglocke in einem der mittlern Stadttheile, in der Nähe des Nippon-Bassi [1], etwa 3 Kilometer von unserem Fremdenviertel. Bei dieser bedeutenden Entfernung durften unsere Mitbrüder wohl kaum vermuthen, daß das Feuer einige Stunden später ihre Wohnung erreichen würde. Aber von einem wahren Wirbelsturm (Typhon) begünstigt, verbreitete sich der Brand mit einer Raschheit, welche jeden Versuch, ihn abzugrenzen, vereitelte; die japanesischen Häuser verstatten dem Feuer gar zu leichten Zutritt. Stellen Sie sich die Schreckensscene vor: ein wahrer Funkenregen, der über ein Stadtviertel hereinbricht, das fast ganz aus Holzgebäuden und Kohlenmagazinen

Plan des am 30. November 1874 abgebrannten Theiles von Jeddo [1].

besteht. Da wuchs der Brand zu einem wahren Flammenmeer an, dessen räuberische Wogen in einem Augenblick Alles verzehrten, was ihnen in den Weg trat.

Das Feuer war am Nippon-Bassi ausgebrochen, am 29. November um 11 Uhr Nachts; am 30. Morgens 4 Uhr loderte es rings um die europäische Niederlassung, erfaßte auch diesen Theil der Stadt, drang über einen Kanal, der diesen durchschneidet, und erlosch, da es hier keine Nahrung mehr fand, langsam am

[1] I., VIII. und IX. Kanäle; II. Ordenshaus der Schwestern vom Kinde Jesu; III. Unbenutztes Grundstück; IV. Missionshaus und Kapelle des hl. Joseph; V. Europäisches Viertel (Tsukidschi); VI. Katholisches Waisenhaus; VII. Katholische Katechismus-Anstalt; X. Äußerer Graben um die kaiserliche Residenz; XI. Große Straße, die vom XII. Nippon-Bassi ausgeht.

[1] Der Nippon-Bassi — die Brücke Japans — ist gewissermaßen der Mittelpunkt Japans, indem von ihr aus alle Entfernungen bestimmt und gerechnet werden. Von ihr aus läuft der Tokaido, die große Reichsstraße, sowohl nach Norden, als nach Süden hin.

Strande. In fünf oder sechs Stunden waren von einem 3 Kilometer langen und fast eben so breiten Raum 79 Straßen verschwunden und von 9000 bis 10,000 Häusern standen nur noch rauchende Trümmer. Ja, selbst das ist eigentlich noch zu viel gesagt; denn japanesische Häuser lassen keine Trümmer übrig, sondern bloß Asche. Da und dort hoben ‚Kuras' (feuerfeste Magazine), die, von Rauch geschwärzt, mitten aus den Aschenhaufen emporstarrten, noch mehr den traurigen Anblick der sie umgebenden Wüste hervor. Wenigstens 20,000 Familien sind obdachlos geworden; 30 bis 40 unglückliche Opfer gingen in den Flammen zu Grunde, und die Hauptstadt bot ein Schauspiel dar, von dem Sie sich kaum eine Vorstellung machen können.

In der Aufregung, dem Schrecken und der Verwirrung, welche ein solches Unglück hervorbringt, herrscht bei den Japanesen eine ihnen ganz eigenthümliche Art düstern Stillschweigens, das unendlich schmerzlicher berührt, als all das wilde Schreckgetümmel und die herzzerreißenden Jammerrufe, welche Einem bei solchen Gelegenheiten in Europa zu Ohren dringen. Der Japanese, welchen das Unglück getroffen hat, verräth seine Gefühle nicht durch Thränen und Schmerzenslaute: nur lächelnd zeigt er seinen Schmerz. Aber dieses Lächeln hat etwas Unerklärbares, eisig Kaltes, ja Empörendes für den Fremden, der an die japanesischen Sitten noch nicht gewöhnt ist.

Doch ich muß Ihnen gleich ein Wort von der Mission sagen und von der Gefahr, der wir glücklich entgangen sind. Damit Sie leichter den Umfang der von der Feuersbrunst angerichteten Verwüstung bemessen können, füge ich einen Plan der vom Feuer zerstörten Stadttheile von Jeddo bei. Derselbe wurde in der ersten Decembernummer des Tokio Nitschi-Nitschi Schimbun (Tokio-Tagblatt) veröffentlicht.

Das vom Wirbelwind geschürte und ungestüm vorangewälzte Feuer ergriff, wie ich eben erzählte, Tsukidschi, das Fremdenviertel, am 30. Morgens. Bald war die Wohnung der Schwestern vom Kindlein Jesu auf drei Seiten von brennenden Häusern umgeben; der Hof und das Dach waren mit Funken übersäet, welche zu wiederholten Malen das Haus in Brand zu stecken drohten; kleine hölzerne Anbauten standen in der größten Gefahr. Man konnte nicht in die Nähe gelangen, so groß war die Hitze und so dicht der Rauch, und doch wurde die ganze Communität gerettet.

Deßgleichen unsere Wohnung und die Kapelle. Von einem brennenden Nachbarhause her wurde ein Fenster unserer Wohnung von der Flamme ergriffen. Diese fuhr in eine ziemlich große Ritze zwischen dem Mauerwerk und dem Fenstergebälk. Man mußte zur Axt greifen, um das brennende Holzwerk herauszuhauen und zu entfernen. Der Schaden ist gering. Aber wie sind unsere beiden Häuser der Feuersbrunst entronnen, während Alles dazu angethan war, sie unausweichlich in Brand zu stecken? Es ist unzweifelhaft eine Art von Wunder der Vorsehung.

Sofort auf die Nachricht von dem Unglück eilte ich am 30. nach Jeddo. Ich kann Ihnen den Eindruck nicht beschreiben, den es auf mich machte, diese zwei Gebäude allein noch aufrecht und unbeschädigt auf jenem Theile der Concession stehen zu sehen, während ringsum Alles in Schutt und Asche lag. Die Japanesen wie die Fremden konnten nicht umhin, unsere ausnahmsweise Begünstigung anzustaunen.

Wenn wir nach dieser Seite hin verschont blieben, so hat die Mission indeß in der Stadt einen doppelten ziemlich harten Verlust erlitten. Ein japanesisches Haus, in welchem sich eine von der Mission geleitete Schule befand, und welches zugleich als Versammlungsort für die ‚Sekkyo' (Katechesen) diente, ist vollständig zerstört; ebenso ein kleines Gebäude, in welchem wir eine Anstalt für Waisenknaben begonnen hatten. Wir bedauern vor Allem den Verlust dieses letztern Hauses, das uns im Laufe des vorigen Jahres auf 5000 Franken zu stehen kam. Es war ein einstöckiges Haus, in halb-europäischem Stil, unweit der Mission und in einem volkreichen Stadttheil gelegen. Indem wir den Platz an einer Straßenecke wählten, hofften wir leichter der Gefahr einer Feuersbrunst zu entgehen. Nun sind kaum einige Monate vorüber und Alles ist zerstört: Haus, Hausgeräthe, Schulbücher — Alles. Die Zöglinge haben kaum das Leben und die nothdürftigste Kleidung gerettet.

Da alle Werke Gottes ihre Prüfung bestehen müssen, so dürfen wir schon hoffen, daß diese Feuertaufe unserem augenblicklich unterbrochenen Werke Glück bringen wird, und daß lieberfüllte Seelen uns helfen werden, diese Anstalt wieder aus ihren Trümmern zu wecken. Jedes Jahr zu Winters-Anfang feiern wir in Jeddo eine Messe ‚zur Abwendung von Feuersgefahr'. Wir haben einen tröstlichen Beweis vor uns, daß unsere Gebete nicht ganz umsonst sind. Für die Zukunft vertrauen wir freudig auf den Schutz der Vorsehung!"

Tibet.

Schreiben des hochwürdigen Herrn Dubernard aus Tse-ku am 1. November 1876.

Bei unserer Ankunft in Tse-ku vor einigen Jahren zählten wir etliche fünfzig Christen und diese waren nicht eben von den besten. Heute übersteigt die Zahl bereits 250. Man hat uns Massenbekehrungen vorgeschlagen; wir mußten aber diesen Vorschlag aus Gehorsam gegen unsern apostolischen Vikar zurückweisen, dessen Klugheit und Erfahrung Ihnen übrigens genugsam bekannt ist. Massenbekehrungen annehmen hieße sich der Verfolgung aussetzen, bevor man Zeit gehabt, die neuen Katechumenen ordentlich zu unterrichten, und ohne irgend eine Möglichkeit, sie gegen die Belästigungen der Heiden zu schirmen. Wir müssen im Schatten arbeiten und jeden Zusammenstoß mit den localen Militär- und Civilbehörden zu vermeiden suchen. Daher haben denn auch, einen oder zwei Fälle ausgenommen, die Einzelbekehrungen keine Verfolgung heraufbeschworen. Ja, einige Häuptlinge haben sogar zu Gunsten der christlichen Religion ein sehr vortheilhaftes Zeugniß abgelegt und ihren Untergebenen ausdrücklich erlaubt, sie anzunehmen, und vielleicht steht der Augenblick nicht ferne, wo wir mit der Bekehrung ganzer Dörfer beginnen können. Wir haben bereits 14 Familien in drei Dörfern gewonnen, und jüngst noch hat sich eine heidnische Familie gemeldet, um zur Anbetung des wahren Gottes zugelassen zu werden.

Obwohl wir uns hier noch im eigentlichen China befinden, so sind die Chinesen doch in der Minderheit, das tibetanische Element herrscht vor. Tse-ku liegt am Eingang von Tibet; das Land ist mit tibetanischen Dörfern übersäet, die unter Jun-nan-sen, der Hauptstadt der Provinz Yun-nan, stehen. Aus der Statthalterei daselbst erhalten die eingeborenen Häuptlinge ihre Titel und ihre Gewalt; wichtigere Processe werden durch den San-fu von Uwisi entschieden. Dieser chinesische Mandarin ist unsere unmittelbare Oberbehörde. Von den eingeborenen Häuptlingen sind diejenigen der Mossos die mächtigsten. Die Mossos haben in der Geschichte Tibets eine wichtige Rolle gespielt,

indem sie vor der chinesischen Eroberung einen großen Theil des Landes inne hatten. Sie haben keine Buchstabenschrift, sondern bedienen sich zur Mittheilung ihres Aberglaubens hieroglyphischer Zeichen. Ihre Sprache, sowohl vom Chinesischen als Tibetanischen verschieden, ist sehr schwer zu lernen. Sie wurden durch die Eroberung verschlungen, aber nicht zerstört, und die Mossoshäuptlinge haben auch die Lissus unter ihrer Herrschaft. Als halbcivilisirte Chinesen bilden die Mossos das Bindeglied zwischen den Chinesen und den Tibetanern unserer Provinz. Verschlagenheit, List, Anstelligkeit sind die Grundzüge ihres Charakters. Unter unsern Christen befinden sich einige Mossos; es sind nicht die erbaulichsten, aber wohl die geschicktesten; kurz, es ist ein schwer zu bekehrender Stamm. Unsere Beziehungen zu ihnen sind sehr befriedigend; wenn ihre Freundschaft uns auch nicht viel nützt, so werden sie wenigstens durch dieselbe abgehalten, uns zu schaden. Ihre Feindschaft oder Abneigung würde uns sehr nachtheilig sein, weil sie die Lissus unter ihrer Gewalt haben. Deßhalb suchen wir uns denn auch ihre Gunst zu erhalten, so lästig es uns auch mitunter fällt.

Die Lissus scheiden sich in zwei Kategorien: die halbcivilisirten, welche regelmäßig ihren Tribut bezahlen und von Ackerbau und Jagd leben, und die wilden, welche ziemlich fern von uns, nur dem Namen nach unterworfen sind und freiherumstreifend Raub und Plünderung treiben. Mit diesen letzteren haben wir nichts zu thun. Wie bereits gesagt, haben sich einige christliche Familien in drei Dörfern der erstern Kategorie niedergelassen, und ich hoffe auf Bekehrungen. Mehrere haben sich schon gemeldet. Glücklicherweise können sie chinesisch, denn ihre Sprache und ihre Schrift ist den Missionären noch ein Räthsel. Ihre Religion ist ein wirres Durcheinander von abergläubischen Träumereien; der herrschende Cult ist Fetischismus.

Ich habe Ihnen noch nichts von dem Völklein der Lut-se gesagt, das zwar in der Civilisation noch am weitesten zurück, sonst aber das einfachste und sanfteste ist und dem Reiche Gottes am nächsten steht. Die Lut-se sind in unserer Gegend nicht sehr zahlreich und stark mit den Lissus gemischt; aber drei oder vier Tagereisen östlich von Tse-ku besitzen sie ein schönes Thal und zahlreiche Dörfer. Nur drei von diesen liegen im Umkreis von Bonga, in der Provinz Tsarong, und sie waren um die Zeit, als die Missionäre sich in jener Gegend niederlassen konnten, die ersten, die sich bekehrten.

Tse-ku bietet wirklich die schönsten Hoffnungen. Msgr. Chauveau weiß das und thut sein Bestes, um uns zu unterstützen. Wenn die Heerstraße von Birmanien nach Taly einmal eröffnet wird, befinden wir uns an dem Handelsweg der Engländer. Drei Tagereisen nördlich von Tse-ku, am linken Flußufer, liegt Aten-tse, der Hauptstapelplatz von Tibet. Es ist eine kleine, chinesisch-tibetanische Stadt mit einem großen Bonzenkloster; wir arbeiten augenblicklich daran, uns daselbst niederzulassen, in der Hoffnung, von dort aus einmal das Licht der frohen Botschaft nach ganz Tibet hineinstrahlen lassen zu können.

Tse-ku ist 40 Tagereisen von Ta-tsien-lu, dem Wohnorte des Msgr. Chauveau, entfernt. Yerkalo, am rechten Ufer des Lang-tsang-kiang (Me-kong) ist die Station, die uns am nächsten liegt: etwa sieben Tagereisen gen Norden an der tibetanischen Grenze. Tse-ku ist am rechten Ufer des Lang-tsang-kiang von Dörfern der Chinesen und Mossos, der Tibetaner und Lissus umgeben. Wir sind nur zwei Tagereisen vom Lu-tse-kiang, der östlich von Tse-ku dahinströmt. Im Osten trennt uns ein Berg vom Flußbett des Kin-tscha-kiang (blauen Flusses). Der Lang-tsang-kiang, welcher Tse-ku bespült, ist der von den Herren Lagrée und Garnier untersuchte Strom; er kommt von Yerkalo herab und fließt bis hierher in der Richtung von Norden nach Süden. Der nächste unserer Mitbrüder in der Mission von Yun-nan ist Herr Leguilcher, der Obere von Sitao, d. h. des ganzen Landstrichs, der unter dem Civil-Mandarin von Taly steht. Ein Courier braucht von Tse-ku aus zwölf Tage, um nach Huan-kia-schin, dem Wohnort des Herrn Leguilcher, zu gelangen.

Von unsern Prüfungen und Leiden will ich Ihnen nichts erzählen. Margary's Ermordung genügte schon, um uns zwei Jahre lang das Messer an der Kehle zu halten. Man glaubt, wir seien Engländer, und spionirt uns aus, als ob wir einen Aufstand beabsichtigten. Das hinderte uns, an den Bau der Kapelle zu gehen, die wir schon längst zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu zu errichten im Sinne hatten.

Ostindien.

Calcutta. Unter dem Titel „Missionsleben im Gangesdelta" haben wir im Jahrgange 1874 (S. 231 ff. u. 263 ff.) die Begründung einer katholischen Mission im Westen des Gangesdelta, in den sogenannten Sunderbunds, erzählt. Unterdessen hat diese Mission erfreuliche Fortschritte gemacht und die Bewegung zum Katholicismus hin in dem südlichen Theile des volkreichen Distrikts der vierundzwanzig Pergumahs eine weite Ausdehnung gewonnen. Nach zuverlässigen Angaben zählt diese im October 1873 begonnene Mission schon nahezu 5000, in 46 Dörfern zerstreut wohnende Bekehrte. Mit Ausnahme einer geringen Zahl liegen alle diese Dörfer südlich von Calcutta, zwischen dem Hughly und dem Muttah, auf einer weiten, niedern, feuchten, aber sehr fruchtbaren Ebene, welche von hunderten kleiner Kanäle durchschnitten und nach der Seeseite durch einen breiten Gürtel sumpfigen Waldlandes begrenzt wird. Dieses letztere bildet die Sunderbunds.

„Im Norden dieser Gegend (schreibt P. Henry) befinden sich drei Mittelpunkte protestantischer Missionsthätigkeit: Talligundsche, Baruipur und Sonapur. Talligundsche wurde 1820, Baruipur 1822 begonnen, Sonapur ist bloß eine Nebenstation von Baruipur. Noch heute sind Talligundsche und Baruipur ihre beiden Hauptdistrikte; aber ihre Katechisten (Sarkars), ihre Bibeln und Traktätchen aller Art haben das Land schon seit fünfzig Jahren überschwemmt. An mehreren Orten haben sie Schulen; ihr bischöfliches Colleg (Bishop's College) wurde bereits 1820 gegründet, um der werdenden Mission einheimische Prediger zu sichern. Ich habe die Geschichte dieser Missionen von 1826 bis 1848 vor mir liegen und bin eben im Begriff, weitere Dokumente zu sammeln. Die Protestanten waren uns also um wenigstens 50 Jahre voraus. Sie hatten eifrige Männer, welche sich der Bekehrung der Eingeborenen widmeten; Geld und Hilfsmittel jeglicher Art strömten ihnen in reichster Fülle zu. Wie mir P. Delplace sagt, hatten sie in der Zeit ihrer höchsten Blüthe bis zu 12,000 Bekehrte; allem Anschein nach werden sie bald Niemanden mehr haben. Bis zum Jahre 1873 besaß die katholische Kirche südlich von Calcutta nur die kleine Christengemeinde von Koykhallen, die 1868 durch P. Goffinet gegründet wurde und bis heute von ihm geleitet wird. Auf die dringenden Bitten der Einwohner von Baschanti ließ sich P. Delplace im October 1873 in den Sunderbunds nieder, wo er in kurzer Zeit zahlreiche Bekehrungen herbeiführte. Von Baschanti aus verbreitete sich die katholische Religion bald nach Kharen, nach Bobipur und in mehrere andere Ortschaften in der Nähe der Sunderbunds; deßhalb wurde die Gesammtheit dieser neuen Christengemeinden von da an allgemein die „Mission der Sunderbunds" genannt; der

Name ist aber heute nicht mehr genau zutreffend. Da der Glaube indeß täglich neue Eroberungen machte, war es dem P. Delplace nicht mehr möglich, allein die ganze Last einer so schweren Mission zu tragen. Die PP. Lachawietz, Bröer und Högger wurden ihm nach und nach beigegeben und übernahmen die nach Süden hin liegenden Dörfer, während P. Delplace sich in Bauspallah niederließ, um von hier aus die 13 oder 14 neugegründeten Christengemeinden zu leiten und zu organisiren. (Dec. 1875.)"

Kaum waren einige Monate vergangen, als die Bewohner einer bedeutenden Anzahl der theilweise zum Protestantismus übergetretenen Dörfer mit den lebhaftesten Bitten in den eifrigen Missionär drangen, sich doch unter ihnen niederzulassen. P. Younan schreibt hierüber im Juni 1876: „Es handelt sich augenblicklich darum, P. Delplace mit einem neuen Dorfe ungefähr 10 (engl.) Meilen von Calcutta zu betrauen. Es heißt Raghabpur und hat eine zahlreiche Bevölkerung, welche dringend um einen katholischen Missionär nachsucht. Raghabpur gilt als Mittelpunkt des Anglikanismus in diesem Theile des Landes." Zwei Monate später erstattete P. Henry über die weiteren Fortschritte des Unternehmens folgenden Bericht: „P. Delplace ist schon zweimal hier beim hochwürdigsten Herrn Erzbischof gewesen, um ihm über seine Ausflüge nach Raghabpur Nachrichten zu bringen. Diese lauten sehr günstig. Um ihre Wichtigkeit zu bemessen, muß man sich die Lage vergegenwärtigen. Während die ersten Stationen des P. Delplace an der Grenze des bewohnten Landes liegen, 40, 45 bis 50 engl. Meilen von Calcutta, und während die folgenden Stationen, Iswaripur (Essureepoor) und Bauspallah, noch 30 bis 37 Meilen davon entfernt sind, zählt die Mission von Raghabpur schon 6 Dörfer, welche der Reihe nach längs des Kanals zwischen hier und Magra-Market liegen: Sujnaberiah, das nächstgelegene, ist nur 8 Meilen von den Vorstädten von Calcutta entfernt; die andern liegen so, daß man in einer Barke je in einer Stunde von dem einen in das andere gelangen kann; der Besuch derselben wird bald zu einer Spazierfahrt mit ununterbrochenen Poststationen werden."

Der ganze Bezirk von Raghabpur befindet sich mitten in der protestantischen Mission; eines der Dörfer, das zu uns übertritt, besitzt sogar in einem seiner Weiler die Hauptkirche der Sekte. Vor 6—7 Jahren schrieben sich die protestantischen Prediger in ihren Berichten mehr als 15,000 Bekehrte zu. Aber was für Bekehrte! Sie haben vom Christenthum nichts als den Namen und sind schlechter als die Heiden; sie wissen nicht einmal, daß es einen Gott in drei Personen gibt. P. Delplace machte seinen ersten Besuch in Raghabpur, und seine Barke hatte eben am Eingang des Dorfes angelegt, als der protestantische Prediger daherkam, um seine Rundfahrt zu machen. Er fragt, wer in's Dorf gekommen sei. Man sagt es ihm und einige seiner Gläubigen drängen ihn, auszusteigen und seine verirrten Schafe zur Heerde zurückzuführen. „Nein, nein," ruft er den Leuten zu, und läßt seine Barke aus der Nähe des gefürchteten Missionärs hinwegrudern. Einer der protestantischen Katechisten war kühner und ließ sich in eine Controverse ein, die aber nicht zu seiner Ehre ausschlug. Nichtsdestoweniger kam er zu seinem Prediger und rühmte sich. „Dummer Kerl!" antwortete ihm dieser, „was brauchst du dich lächerlich zu machen? Weißt du nicht, daß sie Recht haben?" Das Wort wurde aufgefangen und machte in allen Dörfern die Runde, verstärkte die Zahl der Neubekehrten und verdoppelte ihren Muth.

Wir lassen jetzt einige Auszüge aus den Briefen der Missionäre folgen, die uns den heutigen blühenden und hoffnungsvollen Stand der Mission schildern. P. Younan schreibt unterm 1. Juni:

„P. Bröer versieht gegenwärtig zehn Dörfer, mit einer Gesammtbevölkerung von fünf- bis sechstausend Einwohnern: Katholiken, Protestanten, Heiden und Muselmännern. Die Katholiken zählen etwa 900; von diesen haben 600 die Taufe erhalten, die Übrigen sind noch Katechumenen. In Buddipoor, dem Mittelpunkt dieser Mission, ist die ganze Bevölkerung katholisch; ebenso zu Mariapoor, einem jüngst von P. Bröer mitten in der Schilfebene gegründeten Dorfe. Diese Dörfer liegen bei Hoogly, im äußersten Südwesten der 24 Pergunnahs; dichtes Gehölz, worin Tiger hausen, bedeckt den größten Theil des Landes und macht das Reisen sehr gefährlich. Als der hochw. Erzbischof Steins, Anfangs Mai, auf seiner Pastoralreise das Schilfland durchwanderte, mußte er sich beständig von fünf bis an die Zähne bewaffneten Männern begleiten lassen. P. Bröer hat von der Regierung 1000 Bigahs (ungefähr 200 Hektaren) dieses Schilflandes, das einen sehr bescheidenen Grundzins abwirft, erhalten; ein Theil desselben wird für den Unterhalt des Missionärs verwendet; das übrige Land ist gegen eine geringe Summe an katholische Familien verpachtet.

P. Bröer wohnt abwechselnd in jedem der Dörfer, die seine Mission ausmachen. Die Dauer seines Besuches ist verschieden, von einer bis zu drei Wochen. Folgendes ist seine Tagesordnung. Bei Sonnenaufgang ruft die Glocke die Gläubigen zur Kirche: 60 bis 80 Personen versammeln sich da jeden Tag. Der Gottesdienst beginnt mit dem Morgengebet; hierauf folgt die Messe, während welcher die Glaubensartikel und die vorzüglichsten Geheimnisse aus dem Leben unseres Heilandes chorweise gesungen werden. Der Gesang wird gewöhnlich mit einem echt bengalischen Orchester von Tam-Tams, Flöten, Trommeln u. s. w. begleitet. Die Eingeborenen haben eine besondere Andacht zu der Feier der Geburt unseres Herrn. Diese Vorliebe für die Andacht zum Kinde Jesu scheint theilweise wenigstens von dem Eifer der heidnischen Hindus für die Ehre ihres Gottes Krishna herzurühren, dessen Leben manche Anklänge an die hervorstechendsten Jugendgeheimnisse des Heilandes bietet. Nach der heiligen Messe besichtigt der Missionär die Arbeiten der Eingeborenen, welche damit beschäftigt sind, das Schilfland noch weiterhin urbar zu machen. Um 10 Uhr nimmt er sein Frühstück. Von Mittags bis ein Uhr unterrichtet er die Frauen; von ein Uhr bis vier Uhr widmet er sich mit ganz besonderer Sorgfalt dem Unterricht der Kinder. Um sieben Uhr Abends kommen endlich die Männer an die Reihe, welche dann mit ihrer Arbeit zu Ende sind. Sie versammeln sich in der Kirche, wo ihnen der Pater bis gegen 11 Uhr Nachts die christliche Lehre erklärt. Dann wird das Abendgebet gehalten. Gegen Mitternacht endlich und oft noch später zieht sich der Missionär zurück, um etwas Ruhe zu schöpfen. Vor hohen Festtagen singen die Katholiken die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen geistliche Lieder. Als Msgr. Steins die Mission des P. Bröer besuchte, bezeugten die Hindus ihre Freude darüber mit so durchdringendem Jubelgesang, daß der Prälat die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte.

Ich komme jetzt zu dem seltsamsten Zug der Mission in Buddipoor. Es ist bekannt, zu welchem Grade des Sittenverderbnisses und der Entartung die bengalischen Heiden, Moslims und Protestanten gelangt sind. Um die schreiendsten Laster auszurotten und seinen Neophyten die Übungen eines christlichen Lebens einzupflanzen, hat P. Bröer in seiner Mission eine ganze Reihe öffentlicher Kirchenbußen eingeführt. Folgende sind die hauptsächlichsten: 1. Wer immer eine Messe versäumt, muß während der folgenden auf den Boden knieen. 2. Wer am Sonntag arbeitet, darf sieben Tage hinter einander die Kirche nicht mehr besuchen, sondern dem Gottesdienst nur von Außen, an einem Fenster, beiwohnen. 3. Wer sich schimpflicher Anträge schuldig gemacht hat, darf während des Gottesdienstes sich nicht auf eine Matte setzen, sondern muß mit dem bloßen Boden vorlieb nehmen. 4. Die

Diebe müssen eine Buße zu Gunsten der Armenkasse zahlen. 5. Die über schwerere Vergehen, namentlich gegen die Sittlichkeit, verhängten Strafen erinnern an den „Pranger": der Schuldige muß sich, den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt, in einen Abzugsgraben setzen.

In Ausübung dieser richterlichen Funktionen steht dem P. Bröer eine Jury von fünf Männern zur Seite, welche gleichfalls beauftragt sind, für die Ausführung des Urtheils zu sorgen. Wer sich dem gegen ihn erlassenen Strafantrag nicht unterwerfen will, wird als excommunicirt betrachtet. Es ist den Gläubigen verboten, mit ihm zu essen, im selben Haus mit ihm zu schlafen, ja sogar mit ihm zu reden. Diese kräftigen Maßregeln haben die besten Erfolge erzielt. Der sittliche Stand der bengalischen Katholiken hat sich nach und nach gehoben; schon jetzt waltet ein greifbarer Gegensatz zwischen ihren Sitten und denjenigen ihrer heidnischen und protestantischen Landsleute. Sie scheuen sich nicht, ihren Glauben laut und offen vor aller Welt zu bekennen; sie tragen meist ihren Rosenkranz um den Hals, und sind stolz darauf, in solcher Weise ihre Liebe und Andacht zur Mutter Gottes zu bekunden."

P. Lachawietz gibt in einem Briefe vom 16. Juni 1876 folgenden Bericht über die seiner Sorge anvertrauten Christengemeinden:

„Ich langte 1874 in Bashanti an — es war gerade die Octave des hl. Ignatius. Gleich in den ersten Tagen, die ich in diesem feuchten und ungesunden Lande zubrachte, erkrankte ich am Fieber. Diese Krankheit befiel mich später öfters wieder, und zwang mich zu wiederholten Malen, mich einige Tage nach Calcutta zurückzuziehen. Da ich Anfangs nur eine sehr unvollkommene Kenntniß der bengalischen Sprache hatte, der einzigen, welche in diesem Bezirk gesprochen wird, so trat mir P. Delplace zeitweilig seinen Katechisten ab, um den Unterricht meiner Neophyten zu vervollständigen. Die getauften Christen waren damals 72 an der Zahl; die Katechumenen waren nicht ganz so zahlreich. Nachdem mich der Katechist auf Allerheiligen verlassen hatte, gab ich mich daran, selbst den Katechismus zu halten, und hatte am Feste des hl. Franz Xaver den Trost, etwa 30 Personen die heilige Taufe zu spenden. — Bashanti ist ein überaus armes Dorf, unweit Muthlah, auf einer niedern, von undurchdringlichem Gehölz und Sumpfland umgebenen Insel. Seine Lage setzt es der Gefahr aus, während der schrecklichen Orkane, die periodisch Bengalen heimsuchen, vollständig unter Wasser gesetzt zu werden. Durch den Anprall des Südwindes werden die Fluthen des Stromes gewaltsam zurückgedrängt, ungeheuere Wogen werfen sich dann auf die Küste und reißen die flachsten Theile des bengalischen Küstenstriches mit sich fort. — Bashanti besaß bei meiner Ankunft schon eine Kapelle und ein kleines Pfarrhaus. Aber was für Gebäude! Umsonst versuchen Sie es, sich etwas so Armseliges vorzustellen. Diese unförmlichen Hütten genügten indeß immerhin, um dem Missionär ein Obdach zu gewähren und seine kleine Heerde zu versammeln. Und schließlich war das Alles, was sich in diesen ersten Anfängen thun ließ. Denn vergessen Sie nicht, die Bevölkerung von Bashanti ist arm; bedenken Sie dazu, daß in Folge einer dreijährigen Mißernte im ganzen Bezirk Hungersnoth herrscht, und Sie werden leicht begreifen, daß man hier keine Paläste bauen kann. Aller Hilfsmittel entblößt, beschworen mich meine Christen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Ich lieh ihnen einiges Geld, um sie in Stand zu setzen, Samen zu kaufen und ihre Felder zu bebauen. Unglücklicher Weise regnete es nicht genug und der Reis mißrieth. Im folgenden Jahr mußte ich neue Vorschüsse machen. Dießmal endlich war die Ernte eine gesegnete. Indessen waren unsere Hindus noch nicht am Ende ihrer Prüfungen angelangt. Lange Zeit hindurch hatte sie das Elend verhindert, dem Grundbesitzer ihren jährlichen Zins zu bezahlen. Dieser verlangte den noch ausstehenden Zins ein, und als man ihn in Natur abtragen wollte, nahm er den Reis nur zu einem viel niedrigeren Preis an, als für denselben auf den benachbarten Märkten bezahlt wurde. Was machen? Bashanti liegt auf einer Insel, und da meine Christen keine Barke hatten, so war es ihnen unmöglich, den Ertrag ihrer Ernte zu Markte zu bringen. Da es mir darum zu thun war, sie um jeden Preis dem Elend zu entreißen und hierdurch den Fallstricken und Verführungskünsten der Häresie zu entziehen, wandte ich mich an den hochwürdigsten Erzbischof, der mir denn auch das nöthige Geld lieh, um ihren Reis zum Marktpreis aufzukaufen. Dank seiner Hilfe, konnten fast alle meine Christen ihre Schulden zahlen.

Abgesehen von dieser harten Prüfung des Mangels und den Ungerechtigkeiten des Eigenthümers und seiner Agenten, hat die Mission von Bashanti auch noch gegen die Feindseligkeiten und Angriffe des Protestantismus zu kämpfen. Der Anhang, den sich die Sekten in diesem Dorfe zu erhalten wußten, ist zwar klein an Zahl, aber voll Bitterkeit und Vorurtheil gegen den katholischen Glauben. Dieses Häuflein von Intriganten hat mir lange Zeit hindurch Verdruß und Verlegenheiten aller Art bereitet. Durch Versprechen und listige Kunstgriffe gelang es ihnen mehrmals, zahlreiche Katholiken dem Glauben zu entfremden. Die Vereinsamung von Bashanti machte ihnen die Sache leicht. Ihrer Anstrengungen ungeachtet, befestigte sich indessen das Werk Gottes von Tag zu Tag. Katholische Familien, die aus dem Innern des Landes hierher kamen, verstärkten unsere Reihen; fast alle Abgefallenen sind, nachdem sie sich einer öffentlichen Kirchenbuße unterzogen, wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt. — Von Bashanti führt eine sehr unangenehme Schifffahrt auf dem Mutlah und weithin sich windenden Kanälen nach Kharen, dem volkreichsten Dorf meines Distriktes. Die Katholiken von Kharen belaufen sich auf 170, die von Bashanti auf ungefähr 150. Auch hier hatte der Katholicismus mit den größten Hindernissen zu kämpfen. Das erste und bedeutendste lag in der Vielheit der Sekten, welche sich wetteifernd um die religiöse Herrschaft stritten; aber, Gott sei Dank, wird diese Quelle von Schwierigkeiten bald verschwinden. Schon jetzt sind die Protestanten auf eine sehr kleine Anzahl herabgesunken; sie fühlen, daß sie nicht mehr Meister der Lage sind, und werden sich wohl schließlich den Katholiken anschließen. Ein zweites Hinderniß lag in der schlechten Aufführung der protestantischen Eingeborenen, welche sogar die Heiden und Muselmänner ärgerte; aber diese Schwierigkeit fängt ebenfalls an, sich zu heben; diese selben Leute sind, seit ihrem Übertritt zum Katholicismus, nicht mehr zu erkennen; ihr Betragen entspricht immer mehr den Forderungen des Christenthums, und sie gewinnen allmählich die Achtung Jedermanns.

Madagaskar.

Mission unter den Betsiléos. (Vgl. 1876, S. 209 ff., 221 ff.) P. Lacombe S. J. gibt uns folgende Beschreibung eines Festes, welches zu Alakarnisy, nordöstlich von Fianarantsoa, bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen Kirche statt hatte und durch die Gegenwart des apostolischen Präfekten verherrlicht ward. Der Ort zählte vor einem Dutzend Jahre kaum mehr als 4—5 Familien; jetzt ist er zu einem großen Dorfe angewachsen und wird in Bälde eine Stadt sein. Das kommt von dem großen Donnerstagsmarkte, von dem auch der Ort seinen Namen erhalten hat, denn Alacarnisy heißt Donnerstag. Eine christliche, aus Imerina eingewanderte Familie ist das Senfkörnlein gewesen, welches Gott hier gepflanzt hat, das über alles Erwarten gediehen ist und bald ein großer Baum sein wird, der alle die vielen umwohnenden Betsiléos überschatten wird. P. Faure versieht diesen Posten seit etwa zwei Jahren. Er hat hier eine Kirche gebaut, welche die Madegassen prächtig finden, und mit welcher auch die Missionäre in gerechter Berücksichtigung der Verhältnisse nicht anders als zufrieden sein können. Der apostolische Präfekt, P. Cazet, hatte den 11. Mai, das Fest des hl. Franz von Hieronymo, für die Einweihung derselben bestimmt. „Die Mehrzahl unserer Zöglinge zu Fiana-

rantsoa," so schreibt P. Lacombe, „wollte dem Feste beiwohnen; daher begab ich mich denn am Mittwoch Morgen mit den Knaben insgesammt auf den Weg, und die gute Mutter Telesphora mit ihren Mädchen beßgleichen. Alle Patres der Mission unter den Betsiléos, mit einziger Ausnahme des P. Valette, fanden sich ein. Nach einem 5—6 stündigen Marsche erreichten wir das festlich geschmückte Alacarnisy, und sogleich kamen die üblichen Geschenke in Menge. Eine besondere Freude gewährte es diesem guten Volke, mich, ihren ersten Missionär, den sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatten, in ihrer Mitte zu begrüßen. ‚Komme doch uns in unserem Hause besuchen,' flüsterte mir ein braver Familienvater in's Ohr. Was war das für eine Freude, als ich in den Kreis eintrat, wo für mich auf einer nagelneuen Matte der Ehrensitz bereitet war, als Jeder im Kreise mir die Hand drücken konnte! Wie fühlte ich mich glücklich inmitten meiner Kinder! Dann erheben sich vier Mädchen und bringen aus dem Nebenzimmer die Geschenke zur Bewillkommnung herein; ein Körbchen mit schönem weißem Reis, dazu Eier, eine Ente und gekochte Knollen. Als wir uns trennten, wurde mir all' diese Herrlichkeit feierlich zur Residenz des P. Faure nachgetragen; dort angekommen, vertheilte ich ein paar kleine Münzen unter die hocherfreuten Trägerinnen.

Bald nachher luden mich die PP. Cazet und Delbosc ein, mit ihnen den Häuptling Peter Raverivola zu besuchen, der etwa eine Viertelstunde entfernt wohnte. Sein Vala besteht aus einem Dutzend Hütten und einem geräumigen Gehege für

Tanz auf Madagaskar.

das Rindvieh. Unsere Betsiléos haben ihre patriarchalischen Sitten beibehalten, große Wohnungen und weite Thüren lieben sie nicht. Zu ihrem Vala führt ein enger, niedriger Eingang, aber noch schlimmer ist es mit dem Eingang zur Hütte selbst bestellt: nur mit Mühe zwängte ich mich durch denjenigen hindurch, der uns zu unserem wackeren Peter Raverivola führen sollte. Thüre hat eine solche Hütte bloß eine einzige, und die darf nicht höher als 65 cm. und nicht breiter als 50 cm. sein. Kaum hatten wir uns glücklich durch die bescheidene Öffnung hineingedrückt und auf der Matte niedergelassen, so nahmen auch schon die landesüblichen Begrüßungen ihren Anfang. Die Hütte war voller Menschen, und wohl viermal so viele hatten draußen bleiben müssen. Aller Augen ruhten unverwandt auf uns. ‚Das Alles sind meine Kinder und meine Kindeskinder,' hub der alte Peter Raverivola an, ‚und Alle sind wir katholisch.' Dann kamen wieder die Geschenke an die Reihe: Reis, Eier, gekochte Knollen und dazu ein prächtiger weißer Hahn. Wie Alles dieses vor uns ausgebreitet lag, ergriff unser Häuptling, wahrscheinlich um uns von der Güte der gebotenen Lebensmittel zu überzeugen, eine Knolle und verspeiste sie mit dem Ausdrucke vollendeter Befriedigung, gleich als wollte er uns auffordern, ein Gleiches zu thun. Indessen war es beinahe Nacht geworden, und wir mußten aufbrechen, indem wir dem Alten versprachen, ihn des folgenden Tages nochmals zu besuchen, und

ihm eindringlich an's Herz legten, zum morgigen Feste seine Musik mitzubringen.

Nach einer köstlichen Nacht, die wir auf frischen Strohbündeln verbrachten, dämmerte der große Tag heran. In aller Frühe bereits war Alles auf den Beinen, dießmal nicht bloß des Wochenmarktes, sondern vorzüglich des Fitukanan-tranu d. i. der Kirchweihe halber; hierbei durfte doch Keiner fehlen. Die neue Kirche ist von dem Marktplatze nur durch eine niedrige Erdböschung getrennt. Dort war man beschäftigt, Zelte und Baracken aufzuschlagen, hier ward die letzte Hand an die Ausschmückung der Kirche gelegt. Gegen neun Uhr verkündete Musik — denn Glocken gab es keine — die Nähe der großen Stunde, und um zehn Uhr erschien der apostolische Präfekt im Superpelliceum, in Begleitung von etwa zehn rothgekleideten Ministranten, auf der Schwelle der Kirche. Zuerst vollzog er die übliche Hasina zu Ehren der Königin, welche ein vom Commandanten von Fianarantsoa eigens zu diesem Zwecke herbeorderter Marambo-Minahitra entgegennahm. Dann folgte die Ceremonie der Einweihung, nach welcher die Thüre des Gotteshauses dem Volke geöffnet wurde. In wenigen Augenblicken war dasselbe angefüllt; es konnte die zahlreichen Neugierigen nicht alle fassen. Während des vom hochw. Präfekten gefeierten Hochamtes that der Sängerchor sein Bestes. Um Mittag war der Gottesdienst beendigt.

Ganz entzückt waren unsere Betsiléos von der Ausschmückung der Kirche, den Gewändern der Ministranten, der Musik und dem Gesange. Noch harrte ihrer ein weiteres Schauspiel, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein herrliches Rind, ein Festgeschenk unseres braven Häuptlings Peter Raverivola, war mitten auf den Platz gebracht worden; im Vorgefühle des traurigen Looses, welches seiner harrte, stieß es ein klägliches Gebrüll aus, während ringsumher Alles von Freude rufen widerhallte. Bald war es zahlreichen Wunden erlegen. Es ist etwas Einziges um so einen Madegassen, der ein Rind abschlachten sieht und sich dabei sagen darf: ‚Für dich fällt da auch ein Bissen ab.' Klein und Groß schwelgten in unnennbarem Jubel. Es verging keine halbe Stunde, da war das Rind getödtet, zerstückt, vertheilt; es war, ich weiß nicht wie, in tausend Stücken nach allen vier Winden auseinandergestoben, um in jeder Hütte die Grundlage des Mittagsmahles zu bilden.

Indessen hatte Peter Raverivola unsere Mahnung nicht vergessen. Als wir vom Mahle uns erhoben, harrten seine Musikanten unser bereits im Hofe, sieben Bursche von 12—15 Jahren in ziemlich ärmlichem Aufzuge, mit einem flötenartigen Instrumente und zwei Tamburinen bewaffnet. Der Schein war nicht eben vielversprechend. Als wir sie aber aufmunterten, uns ihre Kunst zu zeigen, da kam Leben in die schüchternen Gestalten und Empfindung in die wilden Gesichtszüge; auf ein Zeichen des jugendlichen Kapellmeisters setzten Flöten und Tamburine die Luft in Schwingungen, und waren es auch keine Mozartschen Akkorde, die sie uns zum Besten gaben, Mißton war keiner da, keine Härte, keine Unregelmäßigkeit, sondern Alles Einklang und Wohlklang. Wir waren wirklich hingerissen.

Eine geraume Zeit hatten wir sie musiciren lassen, dann verlangten wir, um Abwechslung in die Festlichkeit zu bringen, daß Tänzer ihre Künste mit denjenigen unserer Musiker vereinigen sollten. Zuerst meldete sich Niemand; als aber der Pater eine Kleinigkeit als Preis aussetzte, da fanden sich alsbald Tanzlustige. Ich habe eben der Musik der Betsiléos meine Anerkennung gezollt: ich werde hinsichtlich ihrer Tänze etwas zurückhaltender sein. Es ist eben nur ein gewaltiges Springen, mit mimischen Stellungen dazwischen, die nicht übel sind: hat man drei Minuten zugeschaut, so hat man Alles gesehen. Nun, die Madegassen finden das ganz prächtig und können stundenlang zusehen. Schließlich entließen wir Musiker und Tänzer, nachdem wir sie freigebig beschenkt hatten.

Am folgenden Tage kehrten wir nach Fianarantsoa zurück. Wir waren hocherfreut und voll des Dankes gegen Gott, der uns gönnte, Blumen und Früchte auf einem Felde zu schauen, das wir eben erst zu bebauen begonnen hatten."

Miscellen.

Aus dem ehemaligen Russischen Amerika. Der hochwürdigste Bischof von Vancouver's-Island, Charles John Seegers, hat sich an das Centralcomité der katholischen Indianer-Mission gewendet. Er will nämlich diesen Sommer unser wenig beliebtes und noch weniger besuchtes Territorium Alaska bereisen, welches seiner bischöflichen Jurisdiction unterworfen ist. Auf Unalaska, einer der aleutischen Inseln, ist er bereits im Jahre 1873 gewesen. Jetzt wünscht er bis zu dem ewigen Eise der äußersten Nordwestgrenze vorzudringen. Der Ausgangspunkt seiner dießjährigen Reise ist St. Michael.

Auch aus den Missionen. Der Jahresausweis einer Conferenz der methodistisch-episcopalen Kirche erwähnt nach Mittheilung eines New-Yorker Journals folgende Thatsache: „An einem Posten, den die Conferenz in China hat, sind nur noch vier Missionäre übrig und von diesen wünscht einer nach Amerika zu kommen, um sich zu verheirathen. Diese Reise würde etwa 1500 Dollars kosten, eine etwas hohe Summe und den hochzeitlichen Wünschen des Missionärs nur wenig günstig. Die Conferenz schlägt deßhalb einen Mittelweg ein und gewährt dem Heirathscandidaten einen Credit von 700 Dollars, um die Braut nach China zu schicken, wenn diese will. Ein Mitglied bemerkt, daß, Dank einer andern Einrichtung, „der weiblichen Missionsgesellschaft" (Women's Missionary Society), die bischöflich-methodistische Gesellschaft 50 % gewinnt. Diese schickt nämlich in die heidnischen Länder die betreffenden Damen, welche das Glück haben, die hochwürdigen Herren der affiliirten Gesellschaft zu heirathen."

Statistisches. Wie wir in der vorigen Nummer unsern Lesern eine Übersicht über die Katholikenzahl Ost-Asiens vorlegten, theilen wir nachstehend eine solche über die katholische Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's mit. Dieselbe beruht hauptsächlich auf den Angaben in Sadliers Catholic Directory for 1877, sowie auf den Bemerkungen, welche einer jüngst in Lyon erschienenen Carte ecclésiastique des Etats-unis d'Amérique beigefügt sind. Beide Quellen sind quasi-offizielle, da die amerikanischen Bischöfe selbst die betreffenden Daten geliefert haben. Demgemäß hätten also die Vereinigten Staaten, welche vor 100 Jahren keine 25,000 Katholiken zählten, gegenwärtig deren mehr als 6 Millionen; aus dem einen Bisthum, das Pius VI. im Jahre 1789 errichtete, sind 11 Erzdiözesen, 48 Diözesen, 8 apostolische Vikariate und 2 apostolische Präfekturen, geworden; anstatt der 24 Priester, welche Msgr. Caroll bei seiner ersten Visitationsreise im Jahre 1785 vorfand, finden sich ihrer jetzt mehr als 5000; während vor 100 Jahren die Vereinigten Staaten noch jeder höhern katholischen Schule entbehrten, haben jetzt die katholischen Eltern die Wahl zwischen mehr als 600 Anstalten, die unter ausschließlich geistlicher Leitung stehen, abgesehen von vielen andern katholischen höhern Privatschulen, wie sie sich namentlich in den bevölkerteren Staaten in großer Anzahl

finden; und endlich geben die 355 katholischen Hospitäler und Waisenhäuser ein glänzendes Zeugniß für die freigebige Liebe der amerikanischen Katholiken. Wir bemerken nur noch, daß der offizielle Census von 1870 für die Gesammtbevölkerung die Zahl von 38,786,985 Seelen ergab, während unsere Tabelle nur 38,357,320 angibt; die ziemlich bedeutende Differenz rührt wohl daher, daß bei der Zusammenstellung der Gesammtbevölkerung in den Diözesen die Abrundung der Zahlen für die einzelnen Countys nicht nach richtigen Prinzipien geschah.

	Gesammtbevölkerung.	Katholische Bevölkerung.	Priester.	Kirchen und Kapellen.	Höhere kath. Schulen.	Katholische Wohlthätigkeitsanstalten.
I. Kirchenprovinz Baltimore (1808)	**5,689,600**	**352,800**	**356**	**422**	**54**	**34**
Erzdiözese Baltimore (1789)	639,000	250,000	230	160	23	18
Diözesen: Charleston (1820)	705,600	15,000	13	38	4	2
Richmond (1820)	1,138,000	18,300	23	61	9	4
Savannah (1850)	1,184,000	25,000	28	51	5	7
Wheeling (1850)	500,000	18,000	29	55	7	2
Wilmington (1868)	294,000	15,000	16	24	1	1
St. Augustine (1870)	159,000	10.000	10	20	4	?
Apostol. Vikariat: Nord-Carolina (1868)	1,070,000	1,500	7	13	1	?
II. Kirchenprovinz Cincinnati (1833)	**6,813,400**	**925,000**	**837**	**1320**	**108**	**61**
Erzdiözese Cincinnati (1821)	852,000	240,000	168	216	17	16
Diözesen: Louisville (1808)	878,000	100,000	117	109	30	7
Detroit (1832)	1,143,000	180,000	109	173	4	10
Vincennes (1834)	958,400	90,000	106	265	13	6
Cleveland (1847)	1,022,000	150,000	157	217	11	10
Covington (1853)	442,000	35,000	51	102	12	4
Fort Wayne (1857)	728,000	70,000	77	127	16	4
Columbus (1868)	790,000	60,000	52	111	5	4
III. Kirchenprovinz St. Louis (1847)	**7,189,000**	**955,722**	**813**	**1019**	**85**	**46**
Erzdiözese St. Louis (1826)	1,364,000	350,000	224	241	21	18
Diözesen: Dubuque (1837)	1,194,000	100,000	135	150	10	2
Nashville (1837)	1,258,000	30,000	30	29	10	2
Chicago (1844)	969,000	240,000	144	210	17	8
Alton (1857)	950,000	100,000	122	170	15	9
St. Joseph (1868)	355,000	18,000	19	27	2	?
Peoria (1875)	583,000	65,000	60	90	?	?
Apostol. Vikariate: Nebraska (1851)	152,000	12,722	20	24	3	5
Kansas (1851)	364,000	40,000	59	78	7	2
IV. Kirchenprovinz New-Orleans (1850)	**3,858,700**	**409,300**	**348**	**315**	**75**	**30**
Erzdiözese New-Orleans (1793)	516,000	250,000	180	122	26	17
Diözesen: Mobile (1824)	1,025,000	16,000	22	29	13	4
Natchez (1837)	827,000	12,000	26	36	5	3
Little Rock (1843)	484,000	6,300	10	21	2	1
Galveston (1847)	648,000	25,000	41	35	9	2
Natchitoches (1853)	210,000	30,000	17	16	4	?
San Antonio (1874)	113,700	40,000	35	40	13	2
Apostol. Vikariat: Brownsville (1874)	35,000	30,000	17	16	3	1
Apostol. Präfektur: Indianer-Territorium (1876)	?	?	?	?	?	?
V. Kirchenprovinz New-York (1850)	**5,276,000**	**1,385,000**	**935**	**829**	**122**	**86**
Erzdiözese New-York (1808)	1,498,000	600,000	300	184	39	27
Diözesen: Albany (1847)	1,023,000	200,000	151	177	24	17
Buffalo (1847)	614,000	110,000	133	132	16	15
Newark (1853)	906,000	200,000	148	120	22	10
Brooklyn (1859)	540,000	150,000	99	65	12	12
Rochester (1868)	389,000	70,000	61	72	4	5
Ogdensburg (1872)	306,000	55,000	43	79	5	?
VI. Kirchenprovinz Oregon (1850)	**132,800**	**31,500**	**52**	**51**	**14**	**9**
Erzdiözese Oregon-City (1844)	90,900	20,000	23	20	8	2
Diözese: Nesqualy (1850)	23,900	10,000	16	19	6	5
Apostol. Vikariat Idaho (1868)	18,000	1,500	13	12	?	2
VII. Kirchenprovinz San Francisco (1853)	**658,220**	**168,820**	**195**	**190**	**24**	**16**
Erzdiözese San Francisco (1853)	393,000	120,000	121	109	15	9
Diözesen: Monterey und Los Angelos (1850)	61,000	34,000	46	43	7	4
Graß Valley (1861)	105,000	14,000	26	35	2	3
Mission Utah-Territorium (1868)	99,220	820	2	3	?	?
Transport:	**29,617,720**	**4,228,142**	**3536**	**4146**	**482**	**282**

	Gesammtbevölkerung.	Katholische Bevölkerung.	Priester.	Kirchen und Kapellen.	Höhere kath. Schulen.	Katholische Wohlthätigkeitsanstalten.
Transport:	29,617,720	4,228,142	3536	4146	482	282
VIII. Kirchenprovinz Philadelphia (1875)	3,519,000	566,000	517	507	65	25
Erzdiözese Philadelphia (1809)	1,306,000	250,000	217	168	38	11
Diözesen: Pittsburg (1843)	311,000	110,000	70	60	4	4
Erie (1858)	362,000	40,000	57	64	5	3
Scranton (1868)	414,000	50,000	58	69	6	1
Harrisburg (1868)	656,000	26,000	35	76	6	2
Alleghany (1875)	470,000	90,000	80	70	6	4
IX. Kirchenprovinz Boston (1875)	3,486,100	873,000	509	573	32	23
Erzdiözese Boston (1808)	895,000	310,000	188	149	3	13
Diözesen: Hartford (1844)	537,000	155,000	80	149	9	3
Burlington (1853)	330,000	34,000	29	64	3	1
Portland (1855)	945,000	80,000	55	61	5	2
Springfield (1870)	412,900	150,000	84	78	2	2
Providence (1872)	366,200	144,000	73	72	10	2
X. Kirchenprovinz Milwaukee (1875)	1,535,800	395,500	424	644	27	21
Erzdiözese Milwaukee (1844)	629,400	179,000	202	275	10	9
Diözesen: St. Paul (1850)	358,500	80,000	71	130	7	4
Marquette (1857)	41,900	20,000	19	27	3	3
Green Bay (1868)	203,000	60,000	63	93	2	2
La Crosse (1868)	222,000	40,000	40	87	3	2
Apostol. Vikariat Nord-Minnesota (1875)	81,000	16,500	29	32	2	1
XI. Kirchenprovinz Santa Fe (1875)	198,700	135,220	81	248	8	4
Erzdiözese Santa Fe (1850)	116,000	99,000	50	198	3	2
Apostol. Vikariate: Colorado (1868)	39,800	18,500	22	32	3	1
Arizona (1869)	42,900	17,720	9	18	2	1
Gesammtsumme:	38,357,320	6,197,862	5067	6118	614	355

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von M. St. in D.	15.—
Aus U.	27.—
Ph. und A. M. St.	300.—
Von F. D. pro missionibus	100.—
Von N. N. in Hettingen	20.—
Durch N. in Treffelhausen	40.—
Durch Pfarramt Hahnbach	30.—
Durch P. C.	23.80
Von Familie-F..... in Dingden	150.—
Von Coop. W. Maier in Unter-Griesbach	15.—
Von Dechant Stadlmair in Mayen	66.—
Durch B. in Borghorst	21.—
Aus dem Stifte Ossegg fl. ö. W.	8.25
Aus Calvary, Wisc., durch P. Kilian Haas durch B. Herder in St. Louis, Mo.	4.85
Von Tha	37.—
Aus Mergentheim von den Erstkommunikanten	15.—
In honorem S. Thomae Aquinatis et S. Alberti Magni	5.—
Von K. A. B. H.	2.—
Von Capune, Gymnasiallehrer in Warburg	21.—
Von W. in Ermeland	20.—
Aus der Sparbüchse der Kinder von E. v. K. in Köln	15.—
Durch Kaplan C. Otte in Stettin	5.—
Von D. in H.	100.—
Von Johanna Simon, Bauersfrau in Zeiselwitz	63.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch Pfarramt Hahnbach	30.—
Aus Altdorf: „Zu Ehren des göttl. Herzens Jesu, des Kinderfreundes“	3.35
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von F. Sch. „Jesu miserere mei“	40.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	15.—
Durch W. in Fericanci fl. ö. W.	8.30
Von Pfr. Neuer in Remnatsried	23.79
Von J. Frank, Vikar in Capellen-Gilverath	15.—
Durch Pfr. Zürn in Hettingen, Erstkommunikanten-Opfer	10.25
Für die Mission in Japan:	
Durch W. in Fericanci fl. ö. W.	8.31
Von der Pfarrei Münnerstadt	173.—
Für die Mission in China:	
Von Vikar Balthöl in Bochum	25.70
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von Pfr. Kosciemski in Barlozno	50.—
Für die Aussätzigen in Molokai auf Madagascar:	
Vom kathol. Casino in Regensburg	51.72
Aus Burgsteinfurt	9.—
Für P. Horner in Sansibar:	
Von D. in H.	100.—
Für die Mission in Centralafrika:	
Von G. Hasenöhrl, Caplan in Röhrnbach	70.—
Für den St. Bonifacius-Verein:	
Von J. Frank, Vikar in Capellen-Gilverath	36.—
Für die katholische Schule in Turnhout:	
Von Pfr. Janssen in Frielingsdorf	10.—
Für das amerikanische Seminar in Löwen:	
Von Pfr. Janssen in Frielingsdorf	9.—
Für die Mission in West-Afrika:	
Von Pfr. Hindemann in Gävil	8.—
Für den Wiederaufbau der St. Josephskirche in Hongkong:	
Von N. in Ruhrort	20.—
Für Msgr. Laouënan in Pondichery:	
Von Dr. F. St., Professor fl. 20. ö. W.	33. 3
Für die deutsche Mission in London:	
Von K. A. B. H.	3.—
Für die heimgesuchte Mission im apostol. Vikariat in Kiangnan (China):	
Von K. A. B. H.	4.—
Für die Mission in Atticabu auf der Insel Ramseran:	
Von K. A. B. H.	2.—
Für die Mission in Stanley auf den Falklandinseln:	
Von K. A. B. H.	2.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von F. Sch. „Jesu miserere mei“	40.—
Von Placidus Lóskay, O. S. B., Prof. in Komorn	11.30
Von W. de Louw, Schüler in Rolduc in Holland	68.—
Von D. in H.	100.—
Von B. M. in F. durch Gebr. Räber in Luzern Frk. 42.	33 66

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.